

# Die Keramik des Münzschatzfundes von St. Irminen, Trier, 1928

von

Ludwig Hussong (†)

Das seit einigen Jahrzehnten verstärkte Interesse an der seit Koenen so benannten Pingsdorfer Keramik hat trotz vielseitiger Bemühungen noch keine klaren Vorstellungen von dem Verlauf ihrer fast dreieinhalb Jahrhunderte währenden Entwicklung gewinnen lassen. Lediglich ihr Beginn

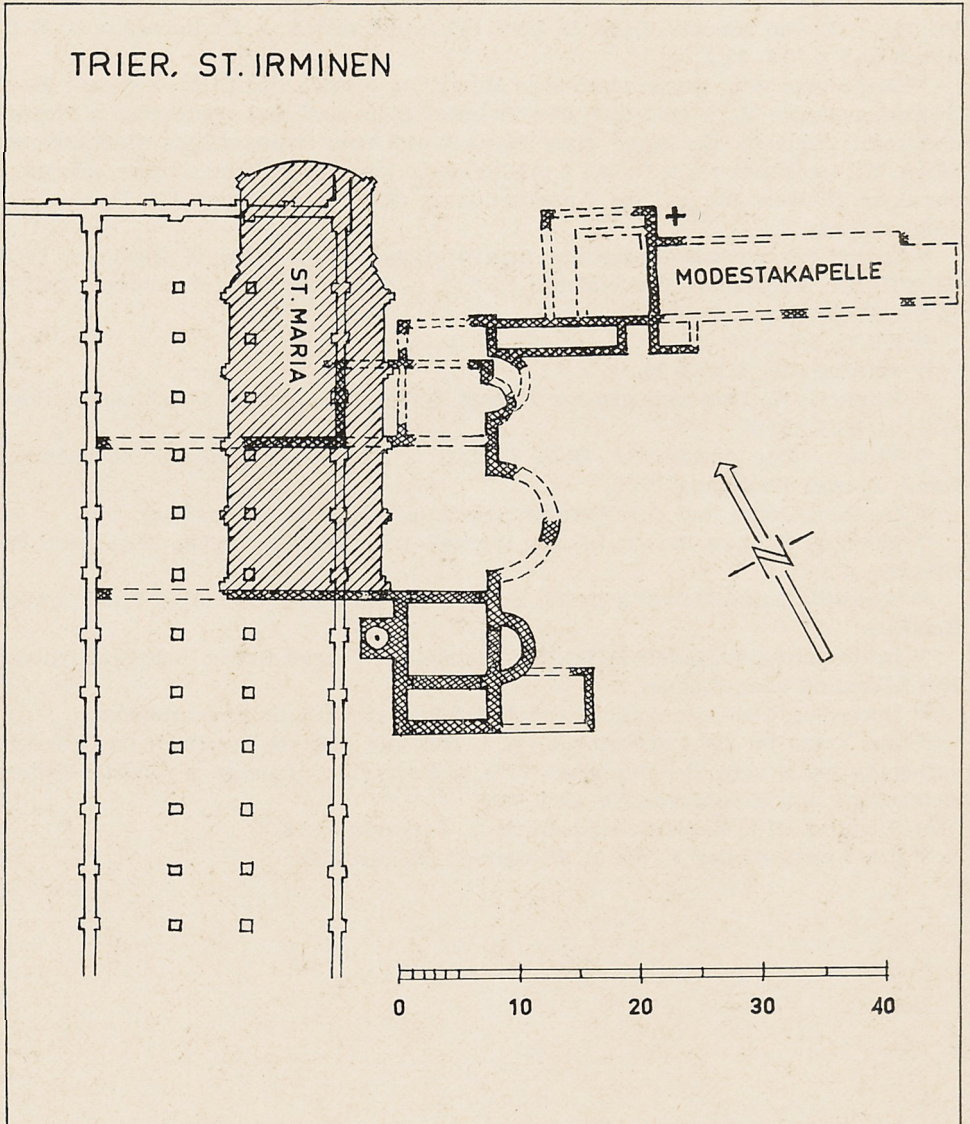


Abb. 1. Planausschnitt St. Irminen mit Bezeichnung (+) der Fundstelle des Münzschatzfundes

und ihr Enden im Übergang in das frühe Steinzeug dürfen als einigermaßen festliegend betrachtet werden. Während nun das Aufkommen der Pingsdorfkeramik bislang nicht enger als in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts eingegrenzt werden kann, läßt sich ihr Auslaufen im späten 12. und beginnenden 13. Jahrhundert an den Tongefäßen eines Münzschatzfundes ermitteln, der in Trier gehoben worden ist<sup>1</sup>.

#### Die Fundstelle und die Beschreibung der Gefäße

Im August 1928 hatte der städtische Denkmalpfleger F. Kutzbach bei seiner Untersuchung mittelalterlicher Anlagen auf dem Gelände der ehemaligen Abtei St. Irminen auch die Grundmauern der St.-Modesta-Kapelle freigelegt und stieß dort auf den Schatzfund, der bei der Nordecke der Außenmauern der Kapelle, in sieben Tongefäße und den abgebrochenen Holzapfen einer römischen Amphora gefüllt, vergraben worden war. Die Lage der Fundstelle ist auf dem Ausschnitt eines Kutzbachschen Grabungsplanes Abb. 1 angezeigt. In einem Aufsatz von H. Lückger, *TrZs.* 8, 1938, der den Fund numismatisch behandelt und auf den in der Folge näher eingegangen wird, hat Kutzbach in einer der von ihm beigegebenen Anmerkungen die einzige Angabe über den Vorgang der Freilegung gemacht, die uns heute noch faßbar ist. Sie wird a. a. O. S. 43 Abb. 2 durch eine Plan- und drei Schnittzeichnungen von der Fundstelle und Fundlage ergänzt, die — teilweise umgezeichnet — hier noch einmal wiedergegeben werden (Abb. 2 Fig. 1—4). Über die Fundstelle in der Ecke, die durch die Nordost-Längswand der Modestakapelle und einen rechtwinklig dazu verlaufenden älteren (als Nordwestabschluß der Kapelle verwendeten) Mauerzug gebildet war, ist aus Kutzbachs Angabe (a. a. O. S. 42 Anm. 2) zu entnehmen: 1,90 m unter der Terrainoberfläche (von 1928) stieß man auf eine Dachschieferfallschicht, von der aus offenbar die Vergrabung des Schatzfundes erfolgt war. Diese Schieferschicht bezeichne den Fußboden der letzten Benutzung des Raumes<sup>2</sup>, in dem die Gefäße vergraben worden seien. Die hierfür ausgehobene Grube hatte eine Tiefe von 1 m, in der die untersten Gefäße vorgefunden wurden. Für das oberste Gefäß ist als Höhe etwa 60 cm unter der Schieferfallschicht angegeben. Nicht lange vor der Vergrabung sei an dieser Stelle noch eine Art Keller gewesen, der vielleicht erst bei der Errichtung des Raumes eingefüllt worden sei. Die aus dieser Einfüllung stammenden und, soweit in der Umgebung der Schatzgrube erreichbar, sorgfältig gesammelten Scherben seien wenig älter gewesen als die Schatzfundgefäße<sup>3</sup>. Zu deren Entdeckung hatte der Fund einer Münze im Ausbruch eines Steines aus dem Fundament der N-O-Mauer der Kapelle geführt; s. Abb. 2 Fig. 4. Sie war jünger als das von Kutzbach vermutete Datum der Mauer, was die weitere Nachsuche veranlaßte. Daß der genau über der Vergrabungsstelle erfolgte Ausbruch mit der Verbergung des Schatzes zusammenhing, ist zwar von Kutzbach

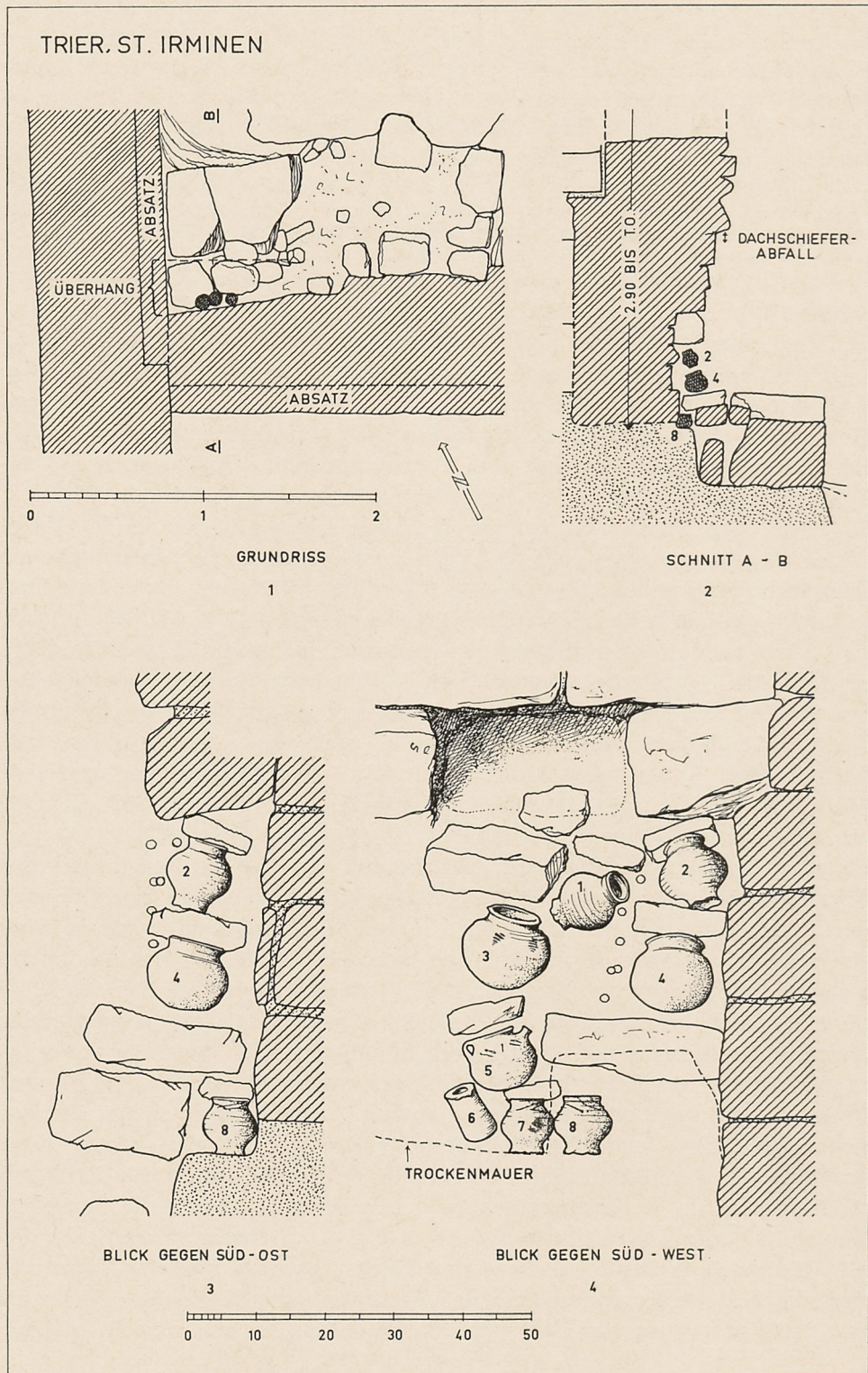


Abb. 2. Plan und Schnitte der Fundstelle des Münzschatzfundes. Teilweise vereinfacht gezeichnet nach Kutzbach

nicht ausdrücklich vermerkt, aber nach Foto und Zeichnung (Abb. 2 Fig. 4 und Abb. 3) nicht zu bezweifeln. Aus diesen ist auch deutlich die Lage der Gefäße zu ersehen<sup>3a</sup>. Die beiden untersten Becher J 7 und J 8 stehen auf einem schmalen, unterhalb der Fundamentmauer in den gewachsenen



Abb. 3. Fundstelle des Münzschatzfundes während der Freilegung

Sand gegrabenen Absatz und daneben in Kipplage der römische Fußzapfen J 6. Becher J 7 ist durch einen Stein abgedeckt, auf den sich der schrägliegende Ausgußtopf J 5 stützt, der auch abgedeckt ist. Der Deckstein über J 5 und daneben ein größerer, an die Mauer stoßender Stein trennen die untere Gruppe von den Kugeltöpfen J 3 und J 4, von denen J 4 durch Steine gestützt und mit einem weiteren Stein abgedeckt ist, auf

dem Becher J 2 in leichter Schräge steht und seinerseits wieder zugedeckt ist. Zwischen J 3 und J 2 liegt Becher J 1, der aber bei der Versenkung zunächst sicher aufrecht gestellt worden war und nur durch Unachtsamkeit bei der Zufüllung und Abdeckung der Grube umgestoßen worden sein dürfte. Nach Abb. 2 Fig. 4 und Abb. 3 hat es den Anschein, als seien dabei die obersten Münzen des Bechers herausgefallen und durch Hohlräume der lockeren Einfüllerde abgeglitten. Eine gewisse Eile, die aus diesem Befund abgelesen werden kann, war vielleicht auch der Grund, weshalb der ausgebrochene Fundamentstein nicht wieder eingefügt worden war.

Die sieben Gefäße scheiden sich in zwei Gruppen, die drei Kugeltöpfe J 3 bis J 5 und die Fußbecher J 1 und J 2, J 7 und J 8 (Taf. 39 u. 40; Abb. 4 u. 5). Die Kugeltöpfe sind Gefäße der Pingsdorfer Art, zu der auch der durch reduzierenden Brand grau gewordene Topf J 4 gehört<sup>4</sup>. Alle drei Töpfe sind freihändig geformt durch Aufwulsten. Auf einen aus freier Hand gekneteten Boden wurden nach oben in horizontalen Zonen Tonwülste bzw. -bänder aufgesetzt und verknetet. Von dem auf solche Weise entstandenen Gefäß wurde der Rand und die Schulter mit einem Spanende oder ähnlichem Werkzeug nachgezogen, das schrägkantige Profil schärfer herausgearbeitet und auf der Schulter derb eine spiralige, etwa zweimal umlaufende Rille gezogen. Die Verbindungsstellen der Zonen, aus denen sich die Gefäße aufbauten, sind nicht gerade sehr sorgfältig verstrichen, so daß sie, wenn auch schwach und nur stellenweise erkennbar sind. In Abb. 4 u. 5 ist versucht, solche Stellen zu verdeutlichen. Auf den nach der Fertigung etwas fester gewordenen, aber noch knetweichen Ausgußtopf J 5 sind die Tülle und der kleine flache Henkel aufgesetzt und verstrichen. Für die kurze zylindrische Tülle wurde von innen her mit einem Rundholz ein Loch in die Wandung gebohrt und die darüber gesetzte Tülle an ihrem Ansatz außen derb verstrichen. Die stehengebliebene obere Kante des Wandungsloches ist durch die Tülle noch sichtbar (s. Abb. 5, J 5)<sup>5</sup>. Die Töpfe J 3 und J 5 sind hellgelb, J 5 noch mit einem bräunlichen Anflug. Beide sind mit einem Kammpinsel (ein Breitpinsel, der in mehrere Enden geteilt ist) hellbraunrot bemalt. J 3 ist in der Schultergegend umzogen von fünf flüchtig mit siebenendigem Pinsel hingetzten Strichgruppen (Abb. 6), bei denen allerdings nicht immer alle Pinselenden die Gefäßoberfläche erreichten, wie auch Malspuren auf dem Schrägrand zeigen. Bei J 5 mustert noch nachlässiger ein zweiteiliger Pinsel Schulter, Henkel, Rand und Tülle (Abb. 5 u. 6). Die drei Töpfe, deren Ton mit feinem Sand gemagert ist, sind bei hoher Temperatur sehr hart gebrannt.

In gleicher Weise gemagert und noch schärfer gebrannt sind die vier kugelbauchigen Fußbecher, deren braune, teilweise graufleckige Oberfläche eindeutig Steinzeugcharakter erkennen läßt; Becher J 2 weist auf Hals und Schulter auch ausgesinterte Glasurflecken auf. Die Becher sind zunächst auf der Drehscheibe geformt, was die mehr oder minder deut-

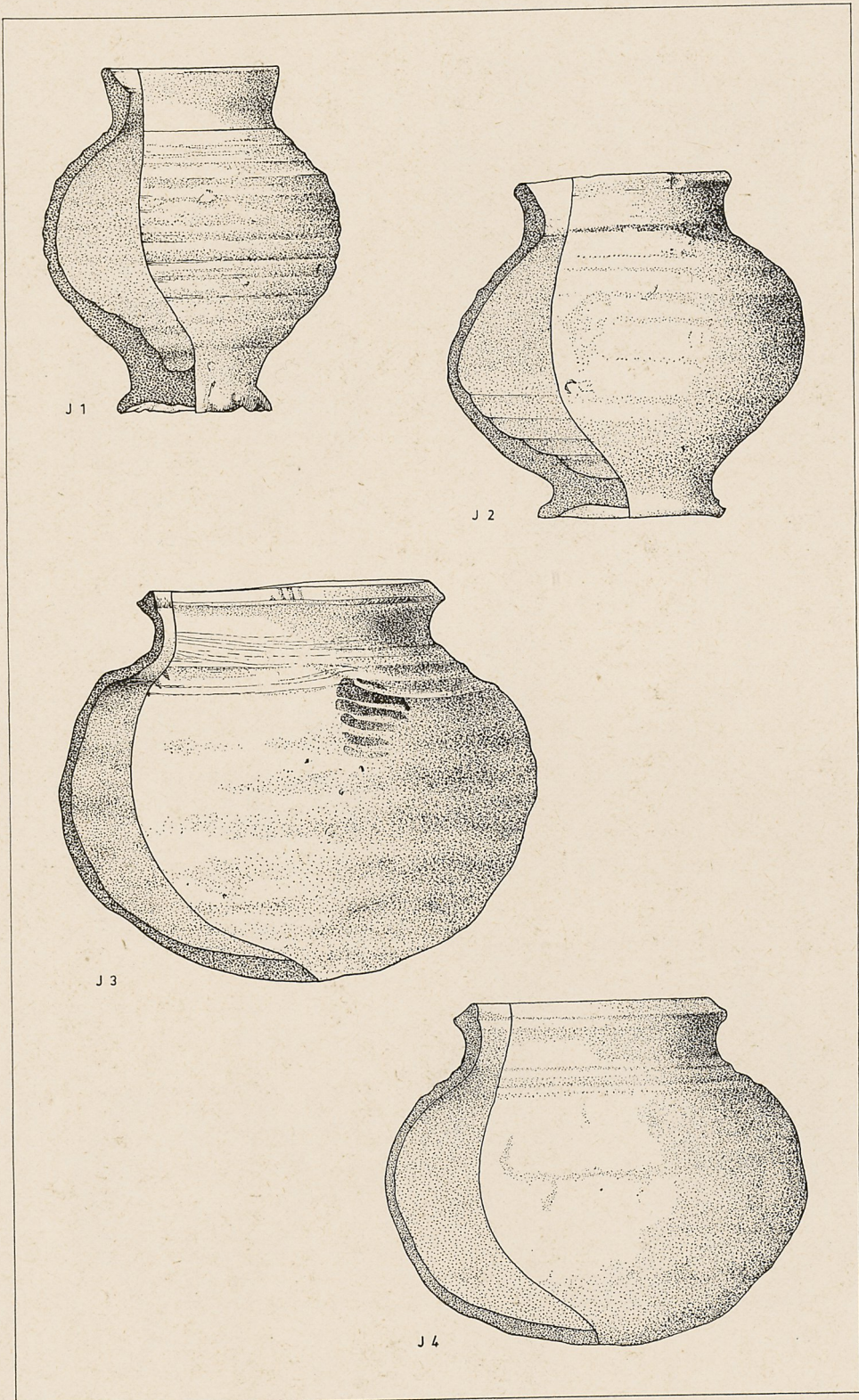


Abb. 4. Münzschatzfundgefäße J 1 bis J 4

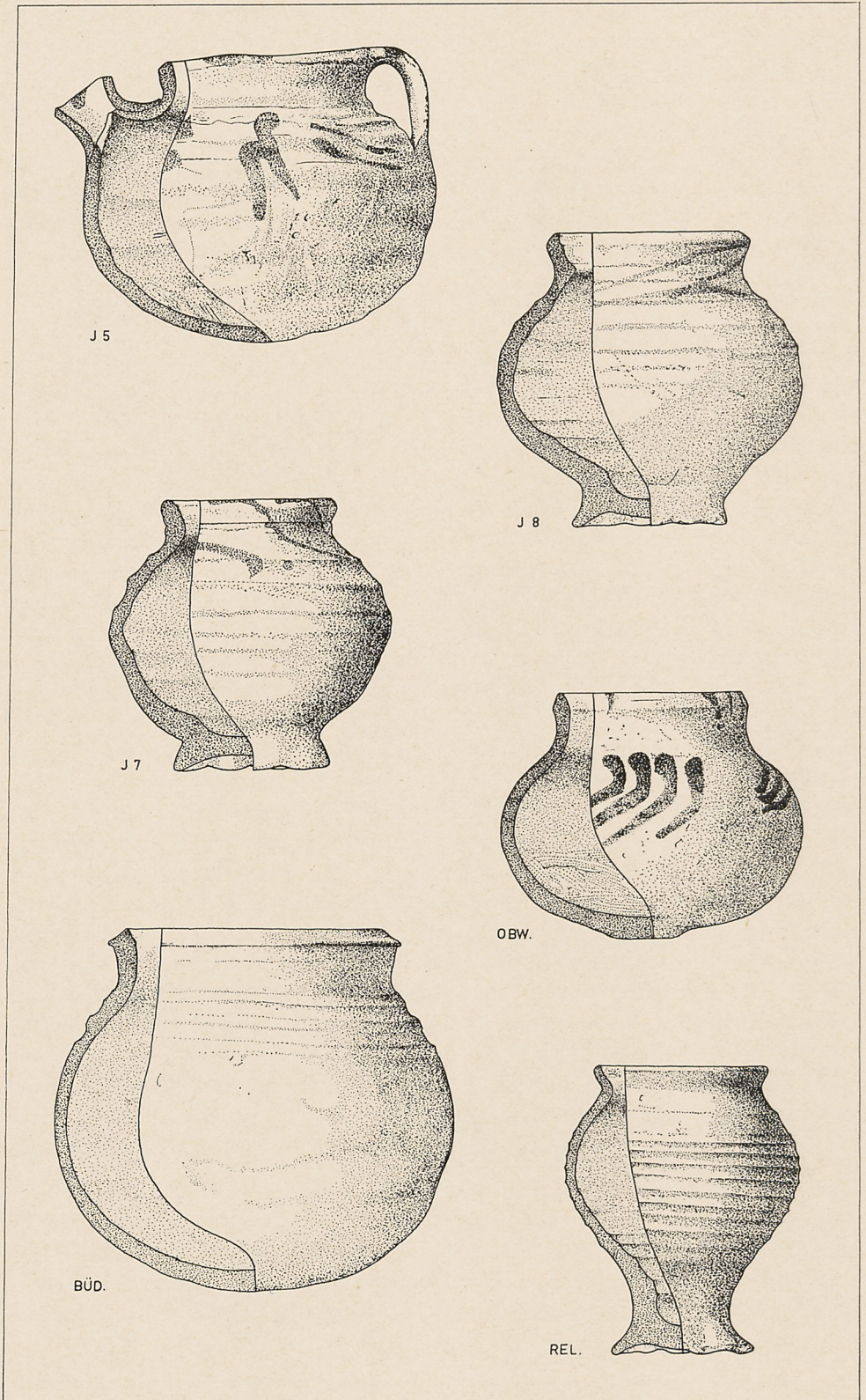


Abb. 5. Münzschatzfundgefäße J 5, J 7, J 8. — OBW. = Kugeltöpfchen des Münzschatzfundes Oberweis. BÜD. = Kugeltopf des Münzschatzfundes Büdlich. REL. = Reliquienbecher aus Kapelle bei St. Simeon, Trier

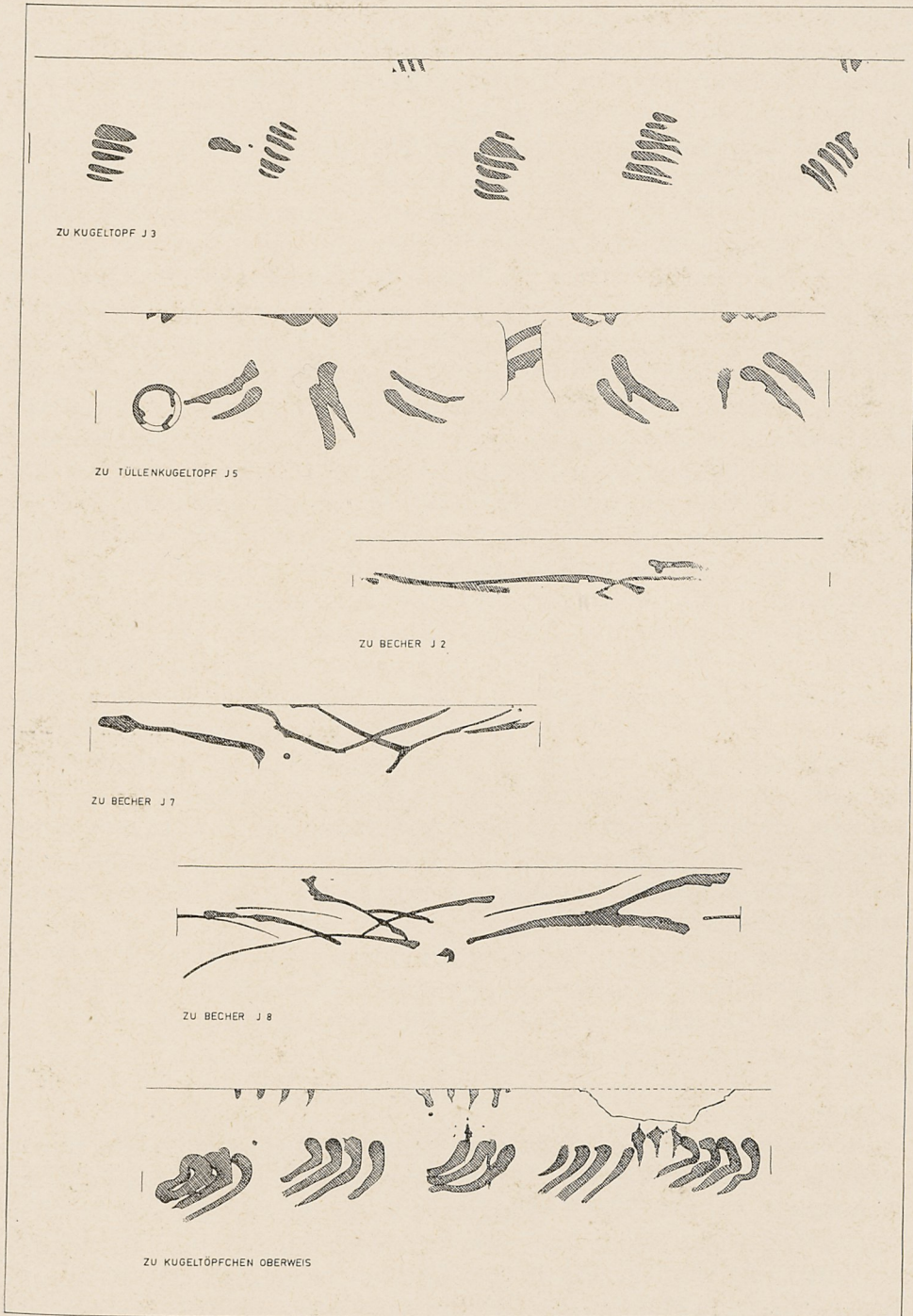


Abb. 6. Abrollungen der Malerei von Münzschatzfundgefäßen



lichen spiralförmigen Rillen auf der Außenseite verraten, die offensichtlich als Verzierung beabsichtigt sind im Gegensatz zu den derben Drehspuren der inneren Gefäßwandung. Der leicht nach außen gebogene, innen schwach gekahlte Rand weist stellenweise noch — besonders bei J 8 — die verkümmerte Abschrägung auf, wie sie der Topf J 5 zeigt. Ganz verschwunden ist diese bei Becher J 1. Nach dem Ablösen der Gefäße von der Scheibe wurden sie noch aus freier Hand nachgeformt, indem außen von der unten ziemlich dicken Gefäßwand mit den Fingern ein „wellenförmiger“ Standring abgedrückt wurde. Durch das Nachbehandeln des Gefäßbauches über dem Standring wurden an dieser Stelle auch die ursprünglichen Drehspuren verebnet. Mit Ausnahme von Becher J 1 finden sich auf Schulter und Hals unregelmäßig sich kreuzende, unachtsam hingeworfene Pinselstriche, die durch die scharfe Brandeinwirkung schwarzbraun geworden waren und sich schlecht vom Grund abheben (Abb. 6). Ohne Zweifel war aber die gleiche Farbe wie auf den hellen Pingsdorftöpfen benutzt worden. Man hat den Eindruck, daß die Pinselstriche, die gar nicht mehr als Verzierung wirken, nur noch gewohnheitsmäßig aufgetragen worden sind. Dies, wie die erwähnte noch erkennbare verkümmerte Randschräge und die kugelige Form der Becher machen es sehr wahrscheinlich, daß sie von den Kugeltöpfen ihren Ausgang genommen haben. Der Becher J 1, der sich in der technischen Behandlung von den anderen unterscheidet, scheint aber schon eine Weiterentwicklung darzustellen. Es fehlen nicht nur die Pinselstriche, sondern sein etwas steiler gewordener, scharfkantig abschließender Rand zeigt keine Spur mehr von der verkümmerten Schräge und die straffer gedrehten Außenrillen verraten schon eine geübtere Hand. Dazu gibt der beim Ausdrücken des Standringes etwas stärker verjüngte Gefäßunterteil dem Becher die schlankere Form, die in der Folgezeit zunehmend für diesen sich bis in das späte Steinzeug hinein haltenden Typus kennzeichnend ist.

Als Herstellungsort für die Gefäße des Münzschatzfundes aus St. Irminen hat die mineralogische Untersuchung ausgeschnittener Proben von Topf J 3 und Becher J 2 den Trierer Bereich wahrscheinlich gemacht<sup>6</sup>.

### Das numismatische Ergebnis

H. Lückger hat seine in dem oben Seite 237 genannten Aufsatz durchgeführte Untersuchung der Münzen erweitert in der Zeitschrift für Numismatik 42, 1935, 174 ff. gebracht. Die für die Betrachtung der Tongefäße wichtigsten Ergebnisse sollen hier noch einmal vorgelegt werden.

Untersucht wurden 2612 in den Gefäßen befindliche und 18 lose im Boden verstreute Münzen, die sich zusammensetzen aus 1990 Denaren und zehn Hälblingen des Erzbischofs Arnold I. (1169 bis 1183), 260 Denaren des Bischofs Rudolf v. Wied (1182 bis 1190), 35 Denaren des Erzbischofs Johann I. (1190 bis 1212), 39 Münzen auswärtiger Prägungen, 206 schrift-

losen Denaren, die nach begründeter Vermutung das Domkapitel Trier für den Gegenkandidaten Rudolfs, den Erzbischof Folmar (1183 bis 1190), hatte prägen lassen<sup>7</sup>. Die Münzen verteilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Gefäße<sup>8</sup>:

Becher J 1 (L 8)	295 schriftlose Denare
340 Münzen	1 schriftloser Hälbling
	35 Denare Johann I.
	2 Denare der Abtei Hornbach (nach Braun v. Stumm 1190—1200)
	2 Denare Arnolds I.
	5 Denare Rudolfs v. Wied
Becher J 2 (L 7)	237 Denare Rudolfs v. Wied
243 Münzen	1 Denar Arnolds I.
	3 Denare des Metzzer Bischofs Bertram (1179—1212)
	2 Denare des Kölner Erzbischofs Philipp v. Heinsberg (1167 bis 1191)
Kugeltopf J 3 (L 6)	1004 Denare Arnolds I.
1024 Münzen	6 Hälblinge Arnolds I.
	12 Denare Philipp v. Heinsbergs
	1 Denar des Metzzer Bischofs Dietrich IV., Herzog von Lothringen (1173 bis 1179)
	1 Denar Rudolfs v. Wied
Kugeltopf J 4 (L 5)	301 Denare Arnolds I.
324 Münzen	4 Hälblinge Arnolds I.
	14 Denare Philipp v. Heinsbergs
	1 Hälbling Philipp v. Heinsbergs
	1 Denar des Kölner Erzbischofs Reinhold v. Dassel (1159 bis 1167)
	1 Aachener Denar Kaiser Friedrichs I. (1152 bis 1190)
Ausguß-Kugeltopf J 5 (L 4)	186 Denare Arnolds I.
Amphorenzapfen J 6 (L 3)	126 Denare Arnolds I.
Becher J 7 (L 2)	251 Denare Arnolds I.
Becher J 8 (L 1)	118 Denare Arnolds I.
Im Boden verstreut	17 Denare Rudolfs v. Wied
zwischen den oberen	1 Denar Arnolds I.
Gefäßen J 1—J 4	

Die Aufstellung läßt zunächst erkennen, daß die untersten, zuerst vergrabenen vier Gefäße nur Arnoldmünzen enthalten, die auch in den

nächsthöheren Töpfen J 3 und J 4 noch überwiegen, worin jedoch einzelne Prägungen enthalten sind, die jünger als Arnoldsche sein können. Der Denar Rudolfs v. Wied ist darunter allerdings die einzige sicher nach-arnoldische Münze. In den beiden zuoberst liegenden Bechern J 1 und J 2 kehrt sich das Verhältnis um. In Becher J 2 fand sich nur eine Arnoldmünze, dagegen 237 von Rudolf v. Wied geprägte, denen die wenigen Denare von Bertram und von Ph. v. Heinsberg zeitlich zugeordnet werden dürfen. Becher J 1 enthielt außer zwei Denaren Arnolds ebenfalls nur spätere Prägungen, darunter die fünf schriftlosen Denare Rudolfs von Wied und als jüngste des gesamten Schatzfundes die 35 Denare Johanns I., denen die beiden Hornbacher Denare wohl zeitlich entsprachen.

Mit vollem Recht weist Lückger darauf hin, daß der Inhalt der Münzgefäße erkennen läßt, daß diese „etappenweise“ vergraben worden sind, wobei er offensichtlich die Gefäße J 3—J 8 als zur früheren, die Becher J 1 und J 2 als zur späteren Etappe gehörig ansieht<sup>9</sup>. Die erste Vergrabung kann nicht vor Beginn der Regierungszeit Arnolds I. liegen. Die genauere Untersuchung der Arnoldmünzen hat aber einen Anhalt dafür gegeben, daß die Vergrabung sogar etwas später angenommen werden darf. Lückger unterscheidet nach gewissen Eigenarten ihres Stempelschnittes vier Stempelmeister, von denen der von ihm *Strichhaarmeister* benannte als zuerst tätig erscheint, da in den untersten Gefäßen die Mehrzahl der Münzen von ihm stammt. Etwas später tritt neben ihm ein zweiter, der *Ringelhaarmeister* auf, dessen Münzen sich zwar auch schon in den zuunterst vergrabenen Gefäßen finden, aber in erheblicher geringer Zahl. Die Beobachtung, daß ein Vorderseitenstempel des Strichhaarmeisters mit einer in seiner späteren Entwicklung auftretenden Haarbildung auch benützt wird bei einer Prägung, deren Rückseitenstempel dem Ringelhaarmeister zuzuschreiben ist, spricht für dessen späteres Auftreten<sup>10</sup>. Von diesem Stempelschneider fand sich im untersten Becher J 8 ein Denar, dessen Vorderseitenstempel dicht neben der Nase des Münzbildes beschädigt worden war. Neben solchen, die Beschädigung aufweisenden Abschlügen fanden sich aber in Topf J 3 (der schon einen Denar Rudolfs enthielt) auch mehrere mit dem noch unbeschädigten Stempel hergestellte, die demnach schon länger in Umlauf gewesen waren als der die Beschädigung zeigende Denar in Becher J 8. Da nach Lückger ähnliche Beobachtungen noch mehrfach zu machen waren, schließt er, es habe den Anschein, „daß sich die Vergrabung der Krüge mit den Arnolds-münzen nicht über die ganze Regierungszeit Arnolds erstreckt, vielmehr in den letzten Abschnitt dieser Zeit zusammen drängt“<sup>11</sup>. Auch die Verteilung der von zwei weiteren Stempelschneidern geprägten Münzen widerspricht dieser Annahme nicht, so daß es sehr wahrscheinlich ist, daß die Vergrabung kaum vor der Mitte, eher sogar erst gegen das Ende von Arnolds Regierungszeit begonnen haben wird. Der zeitlich dritte, *Archiepiskopusmeister* benannte Stempelschneider, da er allein

diesen Titel in der Umschrift bringt, kommt auch in allen Gefäßen von J 3—J 8 vor. Zwar in etwas geringerer Zahl als der Ringelhaarmeister, aber doch in nach oben verhältnismäßig sich steigernder Menge. Ausgenommen von dieser Steigerung ist der Topf Nr. 4, der dafür als einziger die 44 Denare des in der Reihe letzten Meisters der exakten Rückseite enthält. Die Einreihung dieses Stempelschneiders an das Ende der Entwicklung der Münzprägungen Arnolds I. erhält eine Stütze durch die Beobachtung Lückgers, daß dieser Meister als einziger von seinen Kollegen aus der Arnoldzeit auch die Prägung von Münzen Rudolfs v. Wied übernommen hat<sup>12</sup>. Diese Feststellung erlaubt es auch zu vermuten, daß Topf J 3 mit dem Denar Rudolfs und wohl auch Topf J 4 ganz im Anfang der Amtszeit Rudolfs eingegraben worden sind.

Die schriftlosen, dem Domkapitel bzw. Folmar zuzuweisenden Prägungen, die nur in Becher J 1 enthalten waren, ergeben keine zusätzlichen Anhaltspunkte für dessen Vergrabungszeit, da hierfür die Denare Johanns I. ausschlaggebend sind. Der Umstand, daß sich in Becher J 2 die Masse der Denare Rudolfs befanden, während alle schriftlosen aus Becher J 1 stammen, könnte auf einen zeitlichen Unterschied bei der Vergrabung beider Becher hindeuten, da die schriftlosen erst nach der Konsekration Folmars, 1186 in Rom, geschlagen sein konnten<sup>13</sup>, während Rudolfs Prägungen schon mit seinem Amtsantritt einsetzten. Für die Beurteilung der Entstehungszeit von Becher J 2 wäre dies aber nicht von Belang und die späte Vergrabung von Becher J 1 ist durch die 35 Denare Johanns I. in jedem Fall gesichert. Die numismatische Untersuchung dieser jüngsten Münzen hat zwar keinen sicheren Anhalt für die genauere Prägezeit ergeben. Ihre im Verhältnis zu den anderen Trierer Prägungen des Schatzfundes sehr geringe Zahl hat aber Lückger gewiß mit Recht zu der Annahme veranlaßt, daß sie in den ersten Regierungsjahren Johanns I. geschlagen worden seien und daß auch die Vergrabung des letzten Gefäßes nicht sehr lange nach 1190 vorgenommen worden war<sup>14</sup>. Diese Annahme dürfte auch durch die von Braun v. Stumm in die Spanne von 1190—1212 verwiesenen 2 Denare der Abtei Hornbach nicht hinfällig gemacht werden.

Das Ergebnis der numismatischen Durcharbeitung des Schatzfundes bei der Modestakapelle der Abtei St. Irminen für die Datierung seiner Vergrabung ist also, daß die ersten Gefäße, J 5 bis J 8, kaum vor 1175, wahrscheinlich erst um 1180 in den Boden gelangt sind, und daß die Kugeltöpfe J 3 und J 4 vermutlich zu Beginn der Amtstätigkeit Rudolfs v. Wied, kurz nach 1183 vergraben wurden. Die Becher J 1 und J 2 waren die letzten, wobei Becher J 2 wohl noch vor 1190, Becher J 1 zwar nach 1190, aber doch in den ersten Jahren danach eingegraben worden war.

Diese Daten ergeben, daß die untersten Steinzeugbecher in der Spanne von kurz vor 1175 bis etwa 1180 gefertigt worden sind und daß damit die Zeit, in der sich das früheste Steinzeug aus der späten Pingsdorfkeramik entwickelt hat, in ihrem Beginn ziemlich eng umrissen ist. Daß die Becher

sehr lange vor ihrer Vergrabung entstanden waren, ist bei ihrer geschilderten Verwandtschaft mit den Pingsdorf-Kugeltöpfen nicht sehr wahrscheinlich. Auf der anderen Seite beweist Becher J 1, daß die Form der Steinzeugbecher im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts schon eine gewisse Entwicklung hinter sich hat.

#### Andere Münzschatzfunde

Ein gleichzeitiges Ende der eigentlichen Pingsdorfer Gattung ist damit aber nicht ohne weiteres angezeigt. Um ihr Auslaufen etwas deutlicher zu machen, müssen noch andere münzdatierte Funde und sonstige Fundgruppen betrachtet werden. Aus dem Trierer Bezirk liegt noch je ein Kugeltopf von zwei Münzschatzfunden vor, deren Münzbestände allerdings nicht mehr, bzw. nur mit einem Rest vorhanden sind, worüber aber doch Angaben vorliegen, die für die Beurteilung des Alters der Münzgefäße eine Handhabe geben. In Oberweis (Kreis Bitburg) wurde 1896 ein kleiner, bräunlichweißer Kugeltopf (Inv. Nr. 61, 23) gefunden, der 348 Münzen enthielt, von denen dem Münzbearbeiter F. van Vleuten 336 zur Bestimmung vorlagen, die von ihm alle als Prägungen des Erzbischofs Albero (1132 bis 1152) erkannt wurden<sup>15</sup>. Seine wenn auch unvollständige Beschreibung des Töpfchens trifft bis auf die ungenaue Farb-angabe „gelbbraun“ zu, so daß an dessen Identität mit dem vorliegenden, in Abb. 5, Obw. und Taf. II, Obw. wiedergegebenen, nicht gezweifelt werden muß<sup>16</sup>. Es entspricht technisch am nächsten dem Ausgußtopf J 5. Der teilweise ergänzte Rand zeigt auch schon die verkümmerte Randschräge, der Gefäßbauch ist freihändig geformt und nur Rand und Hals sind wohl auf der Scheibe nachgezogen. Schulterrillen fehlen. Mit einem vierendigen Kammpinsel sind fünfmal auf der Schulter gewinkelte bzw. kommaförmige Strichgruppen aufgesetzt (Abb. 6). Auch auf dem Rand sind zwei solche flüchtig hingestrichene Gruppen erhalten, während von drei senkrechten, parallelen Kommastrichen, die sich vom Hals aus zwischen zwei Vierergruppen setzen, nicht sicher gesagt werden kann, ob sie mit einem einendigen oder dem nur teilweise aufgesetzten Kammpinsel gezogen sind. Die Höhe des Gefäßes ist 7 cm, der Randdurchmesser 5,5 cm. Die Bergung dieses Schatzfundes muß wohl um die Mitte des 12. Jahrhunderts, oder schon vorher erfolgt sein. Für die hier aufgeworfene Frage besagt er nur, daß die späte Entwicklungsstufe der Pingsdorfer Kugeltöpfe schon verhältnismäßig früh einzusetzen scheint. Ein dunkelgrauer Kugeltopf (Inv. Nr. 07, 914) aus Büdlich (Landkreis Trier) bezeugt dagegen, daß diese Art der Pingsdorfer Kugeltöpfe noch bis in das 13. Jahrhundert fort-dauert (Taf. 40 Büd. und Abb. 5 Büd.). Er enthielt 1374 Silberdenare. Von diesen waren 1199 als Denare Theoderichs II., Erzbischofs von Trier (1212 bis 1242) bestimmt und dabei 16 verschiedene Prägungen festgestellt. Von zwei Metzger Bischöfen waren 43 Denare Bertram (1180 bis 1211) und

39 Denare Konrad I. (1211 bis 1224) zuzuweisen<sup>17</sup>. Die nicht geringe Zahl der Theoderichprägungen läßt vermuten, daß die Bergungszeit des Münzfundes eher nach als vor Mitte der Regierungszeit dieses Erzbischofs fällt, also etwa um das Jahr 1230. Der Topf muß aber doch schon längere Zeit vorher gefertigt worden sein. Er unterscheidet sich nur wenig von dem Irminentopf J 4; er hat eine etwas dunklere grafitartige Tönung, ist kugelig und der Rand scharfkantiger. Zur Festigung und Verdeutlichung der bisher ermittelten Zeitspanne, in der sich der Übergang der Pingsdorfer Formen in das frühe Steinzeug vollzogen hat, tragen noch zwei nordrheinische und ein niederländischer Münzschatzfund bei. In der Gemarkung Weeze-Hees (Kreis Geldern) wurde 1935 ein zweihenkliger, eiförmiger Topf aufgefunden, der gefüllt mit 1037 Brakteaten versteckt worden war. Diese von W. Hagen bearbeiteten „Hohlpfennige“ belegen eine Vergrabungszeit um 1184. Das Gefäß beschreibt J. Hagen<sup>18</sup>. Es ist auf der Scheibe gedreht, doch sehr ungleichmäßig und plump, wie a. a. O. Abb. 2 auf Taf. 47 bezeugt. Der Ton ist gelblich, der Brand hart. Ein Wellenstandring ist nachträglich herausgedrückt, die Schrägkante des etwas ausladenden Randes ist ziemlich scharf unterschritten und hat zwei Horizontalrillen. Der erhaltene flache Henkel ist, wie die Abbildung zeigt, in gleicher Weise aufgesetzt wie bei dem Irminentopf J 5. Die Gefäßschulter ist von einer sieben- bis achtmal umlaufenden, auf der Scheibe gedrehten Spirallille umzogen. Schräg unter dem erhaltenen Henkel sitzt ein „brauner Glasurfleck“. Höhe 17 cm, größter Durchmesser 13,3 cm. Seiner Form nach reiht sich das Gefäß in die Henkeltöpfe mit oder ohne Ausguß ein, die sich durch die ganze Entwicklung der Pingsdorfkeramik hindurch gehalten haben<sup>19</sup>. Die technischen Angaben und die Abbildungen lassen aber erkennen, daß es auch schon im Übergang zum Steinzeug steht; die den Gefäßoberteil deckenden Spirallrillen und der braune Glasurfleck sind dafür Kennzeichen.

Aufschlußreich für die zu untersuchende Entwicklungsspanne ist noch ein anderer Schatzfund, auf den man 1952 im Bereich von Schloß Burg an der Wupper stieß. Der zunächst ohne Aufsicht gehobene Fund ist, was seine 508 Münzen anlangt, vielleicht, und was die Keramik betrifft, sicher nicht ganz vollständig, doch wird seine Beurteilung dadurch nicht beeinträchtigt. In „Romerike Berge“ Jg. 3, 1954, Heft 4, S. 151 ff. sind die Münzen wieder von W. Hagen bearbeitet und die Keramik von A. Herrenbrodt besprochen. Über die Vergrabungszeit äußert sich W. Hagen a. a. O. S. 166: „Der zeitliche Abschluß des Fundes... ist durch die jüngsten Prägungen des Kölner Erzbischofs Adolf I. festgelegt. Er kann demnach nicht vor 1194 angesetzt werden... Der terminus ad quem liegt um 1204/5 und ergibt sich unschwer aus dem Fehlen jüngerer Gepräge.“ Und S. 167: „Für die Datierung der mittelalterlichen Keramik ist er [der Münzfund] von besonderer Bedeutung; er beweist, daß Pingsdorfer Ware... zumindest noch um 1200“ in Gebrauch war.

Mit den Münzen zusammen wurden Bruchstücke von drei verschiedenen Gefäßen gehoben. Unmittelbar waren die Münzen in einem von Herrenbrodt als „Pingsdorfer Tulpenbecher“ bezeichneten Gefäß enthalten, das abgedeckt war mit dem zugerichteten Bodenstück eines Fußbechers. Das Münzgefäß stand in einem weitmündigen Kugeltopf, von dem nur ein Randstück geborgen wurde. Bei der Hebung gingen nach dem Fundbericht die Gefäße zu Bruch und fehlende Scherben waren nachträglich nicht mehr aufzufinden. Die Gefäße, von denen die erhaltenen Stücke stammen, lassen sich aber nach gleichen, erhaltenen sicher ergänzen. Dem Bodenstück des eigentlichen Münzgefäßes<sup>20</sup> stellt Herrenbrodt ein vollständiges Gefäß der gleichen Gattung aus der Pingsdorfkeramik der Schicht IIIc der Hochmotte vom „Husterknupp“ gegenüber<sup>21</sup>. Der Ton des Bodenstückes „liegt schichtig, ist mit feinem Ziegelsplitt gemagert und weich, graugelb gebrannt. Außen weist die Oberfläche schwarze Schmauchflecken auf“. Innen zeigt das Stück vom Boden an Drehspuren, die außen bei ihm nicht so deutlich hervortreten im Gegensatz zu dem vollständigen Gefäß vom Husterknupp, das etwa 18 cm hoch ist und einen nach außen gebogenen, horizontal abgeflachten Rand hat. Das Bodenstück ist 11,2 cm hoch erhalten, der größte Durchmesser ist 8 cm, der des flachen Bodens 4,6 cm. Die Bezeichnung „Tulpenbecher“, die eigentlich mehr der Formvariante mit spitzgerundetem Boden<sup>22</sup> entspricht, reiht das Münzgefäß dem Haushaltgeschirr ein. Dieser Möglichkeit ist zwar nicht unbedingt zu widersprechen, doch muß darauf hingewiesen werden, daß dieser Typus begründet als Ofenkachel angesprochen worden ist, was zweifellos seine eigentliche Zweckbestimmung war<sup>23</sup>. Er hält sich in der technischen Behandlung unverändert, also nicht in Steinzeug übergehend, durch das 13. Jahrhundert hindurch. Dagegen ist der Fußbecher, zu welchem Herrenbrodt mit Sicherheit das als Deckel verwendete Bruchstück<sup>24</sup> ergänzt, ein weiteres Beispiel für den Übergang eines Pingsdorfer Typus in das frühe Steinzeug. Es ist „sehr hart und dunkel- bis rötlichgrau gebrannt. Der feine Magerungszusatz tritt ockerschimmernd auf der Außenfläche scharf heraus“. In dieser Technik und der, soweit erhaltenen, Form stimmt es mit dem als Beispiel für die Ergänzung herangezogenen Fußbecher<sup>25</sup> so genau überein, daß auch dessen auf dem Oberteil scharfeingedrehte Horizontalgrate bzw. -rillen, der senkrechte Steilrand und das auf den Rand, Oberteil und die Fußplatte aufgemalte Muster aus gekreuzten Strichen ähnlich für den zum Deckel verstümmelten, auch auf der Scheibe gedrehten Becher in Anspruch genommen werden darf<sup>26</sup>. Der weitmündige, durch das erwähnte Randstück<sup>27</sup> vertretene Kugeltopf gehört zu der in die Pingsdorfkeramik einzureihenden Gruppe, die zahlreich unter dem Husterknupp-Tongeschirr vertreten ist und von Herrenbrodt als „Blaugraue Ware“ bezeichnet wird<sup>28</sup>. Seine Beschreibung des Randstückes spricht von gut geschichtetem, stark gemagertem und hellgrau gebranntem Ton. Die äußere, stark abblätternde Oberfläche sei blaugrau, die innere

weißgrau, der Brand hart. Der horizontal abschließende, nach außen gebogene, leicht gekehlte Rand reiht den Topf in die Gruppe der Blaugrauen Ware vom Husterknupp ein<sup>29</sup>. Die Kugeltöpfe sind aus freier Hand geformt; der leichte Schulterknick des Münztopfrandstückes scheint sich bei einigen Randscherben der jüngeren Gruppen c und d der Husterknuppware zu wiederholen<sup>30</sup>.

Der inländischen münzdatierten Keramik stellt sich ein Becherfragment aus dem niederländischen Arnheim an die Seite, das seiner Form nach eine deutliche Entsprechung zu den Irminenbechern darstellt. Das als „Pingsdorfpotje“ bezeichnete Stück ist veröffentlicht in den Berichten van de Rijksdienst voor het oudheidkundig Bodemonderzoek Jg. 1—2 Heft 2, 1950—51 Nr. 1 / 1951 S. 1. Seine Wiedergabe dort Pag. 4 in Zeichnung gibt allerdings nur ein unzulängliches Bild, doch läßt ein Foto (Taf. 41)<sup>30a</sup> deutlich erkennen, daß der Arnheimer Becher auch in seiner Magerung des Tones den Irminenbechern ähnelt wie durch die gleiche flüchtige Art der Bemalung und die Drehrillen, die eine Herstellung auf der Scheibe erschließen lassen. In diesem Becherfragment, bzw. mit ihm zusammen fanden sich 285 silberne Münzen und mehrere kleine Schmuckstücke. Dazu ist noch von „ältestem Scherbenmaterial“ die Rede, das aus „Stücken von sehr grob gebrannten Kugeltöpfen, einer Wand von einem schwach gebrannten blaßroten (rosekleurig) Topf und viel 13tem Jahrhundert Steinzeug“ bestand.

Die Münzen sind ausführlich von Dr. H. Enno van Gelder behandelt<sup>30b</sup>, der hinsichtlich ihrer Vergrabungszeit zu einem überzeugenden Ergebnis kommt. Über ein Drittel des Bestandes sind Prägungen des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg (1167 bis 1191). Während seiner Regierung waren fünf verschiedene Münztypen in Umlauf, deren relative Aufeinanderfolge feststellbar ist. Im vorliegenden Schatzfund sind die Typen II bis IV reichlich vertreten, während Typus V völlig fehlt. Typus IV ist wahrscheinlich kurz nach 1180 in Umlauf gekommen, da die auf ihm erstmals vom Erzbischof geführte Fahne wohl die in diesem Jahr erfolgte Verleihung der Würde eines Herzogs von Westfalen (nach dem Fall Heinrichs des Löwen) anzeigt. Andererseits kann Typus V nicht viel später als 1190 entstanden sein, da sein vielfaches Vorkommen in späteren Münzschatzfunden auf eine mehrere Jahre vor dem Tode Philipps dauernde Ausprägung hinweist. Die geschilderten Umstände machen eine Vergrabungszeit um 1190 sehr wahrscheinlich. Gestützt wird dieser Ansatz noch durch das Vorkommen von Münzen des Bischofs Balduin von Utrecht (1178 bis 1190), denen keine seines Nachfolgers und seiner jüngeren Zeitgenossen gegenüberstehen. Auch zu den zahlreichen Münzen von Friedrich Barbarossa (1152 bis 1190), darunter solche aus seinen letzten Jahren, gesellen sich keine seines Sohnes Heinrich VI., wie auch sonst keine sicher jüngeren Prägungen in dem Fund nachzuweisen sind. Die Spanne um



1190 darf also als Vergrabungszeit des Arnheimer Schatzfundes ziemlich gesichert gelten.

Ob das oben zitierte übrige Scherbenmaterial bei dem Schatzfund gelegen hatte, oder aus der Umgebungs- bzw. Einfüllerde stammte, geht aus der knappen Angabe nicht hervor. Daß es zeitlich von diesem keinen weiten Abstand hat, darf man annehmen, und hinsichtlich der Steinzeugscherben könnte es für den vorliegenden Zusammenhang von Bedeutung sein. Aber solange nicht klarere Fundangaben darüber vorliegen, wird man mit der Auswertung dieses Fundbestandteiles zurückhaltend sein müssen.

Den Münzschatzfundgefäßen darf noch ein in Trier gefundener Steinzeugbrecher (Inv. Nr. S. T. 570; Abb. 5 REL; Taf. 40 REL) angeschlossen werden, der als Reliquienbehälter diente und durch eine mitfundene Urkunde den terminus ante 1287 für seine Entstehung erhielt<sup>31</sup>.

Der dunkel-rotbraune Becher ist außen und innen teils glänzend, teils matt glasiert. Die Magerungskörnchen treten an der Oberfläche des sehr hart gebrannten Tones etwas heraus. Der nach außen gebogene Rand weist eine leichte Schrägkante auf. Um den Gefäßbauch läuft sechsmal eine scharf eingedrückte Spiralrille. Der sehr schlank ausgezogene Wellenfuß wurde anschließend innen nachbehandelt, was durch sehr ungleichmäßige, derbe Drehspuren und außen an durch Fingereindruck entstandenen Dellen erkennbar ist. Höhe 8,5 cm, Randdurchmesser 4,8 cm. Deutlich liegt hier ein Nachkomme des Irminenbeckers J 1 vor und es ist damit eine Entwicklung dieser Form angezeigt, die sich durch fast ein Jahrhundert sehr ähnlich hielt, denn sehr lange vor 1287 dürfte der Becher nicht angefertigt worden sein.

Es hat sich bei dem Blick auf weitere münzdatierte Keramik gezeigt, daß neben den Kugeltöpfen auch noch andere Pingsdorfer Formen um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert in Gebrauch waren und daß ein grauer Kugeltopf noch in den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts benutzt worden sein mußte. Es wurde auch ersichtlich, daß die Umwandlung von Pingsdorfer Gefäßen in Steinzeug sich nicht nur auf die Kugeltöpfe, sondern auch auf andere Formen erstreckte. Es fragt sich, ob nicht noch eine Erweiterung des dadurch gewonnenen Entwicklungsbildes möglich ist. Die gesamte hier überblickte münzdatierte Keramik des Trierer und des nordrheinischen bis niederländischen Raumes liegt in Veröffentlichungen vor und ist auch schon vielfach benützt worden, um Fundgruppen, für die sich nicht durch ihre stratigrafische Lage eine sichere Datierung ergab, zeitlich festzulegen. Es läßt sich aber doch ihr Datierungswert in einem erweiterten Umfang nutzen durch Anwendung auf einen großen Fundkomplex, dessen Durcharbeitung zwar die Folge mehrerer deutlich unterscheidbarer und in ihrer Dauer abschätzbarer Perioden erkennen ließ, deren absolute Datierung aber auf nicht sehr sicherem Boden steht.

## Die Keramik von Brunssum und die Möglichkeiten ihrer Datierung durch Münzschatzfundkeramik

In seinem wichtigen Aufsatz über „Funde mittelalterlicher Keramik in Holland und ihre Datierung“ hat W. C. Braat schon die Keramik eines mittelalterlichen Töpferzentrums in der Provinz Limburg bei dem Ort Brunssum vorgeführt, kurz gekennzeichnet und zur Datierung dieser Funde schon den Münzschatzfund von St. Irminen herangezogen, der ihm aus der Veröffentlichung Lückgers und durch Fotos bekannt geworden war<sup>32</sup>. Nachdem er an gleicher Stelle schon auf das gleichzeitige Vorkommen von Pingsdorfscherben und solchen von frühem Steinzeug in einer um 1200 zu datierenden Schicht der Leidener Burg hingewiesen<sup>33</sup> und die von ihm besprochene Keramik von Brunssum in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts gesetzt hatte, verwies er auf die Kugeltöpfe J 3 und J 5 des Irminenmünzfundes als Entsprechung von zwei Pingsdorfkugeltöpfen aus seiner Brunssumgruppe. Er hätte noch auf die Gleichartigkeit des Steinzeugbechers auf seiner Taf. 42 Abb. 2/2 von oben rechts mit Irminenbecher J 1 hinweisen können. Die Frage allerdings, ob das von ihm abgebildete Brunssumer Steinzeug gesamt noch in das 12. Jahrhundert gehöre, hat er nicht angeschnitten.

In einem Bericht über „De Pottenbakkersoven te Brunssum Limburg“<sup>34</sup> hat J. G. N. Renaud außer aufschlußreichen Beobachtungen über eine Töpferofenanlage im „Engelsch Broek“ das aus dem zugehörigen Scherbenhaufen gewonnene Geschirr vorgelegt, das mit seiner Formfülle das Bild von der Brunssumer Keramik beträchtlich erweiterte. Besonders verdeutlichen die zahlreichen und guten Zeichnungen den Übergang verschiedener Pingsdorfformen in das Steinzeug. Die Frage nach der Zeitstellung, für die örtlich keine Anhaltspunkte zu gewinnen waren, faßt Renaud sehr vorsichtig an, entscheidet sich aber auf Grund einiger Formvergleiche (darunter auch mit dem Münzschatzfundgefäß von Grand Halleux um 1285<sup>35</sup>) für das 13. Jahrhundert, und zwar nach seinen Hinweisen eher für die zweite Hälfte als früher. Ersichtlich war eine Datierung dadurch erschwert, daß keine unterscheidbare Schichtenfolge der Abfallhaufen Anhaltspunkte für eine zeitliche Abfolge gegeben hatte.

Noch geringere Stützen in dieser Hinsicht boten die bemerkenswerten Funde, die ein Grundstückseigentümer in dem Brunssum benachbarten Schinveld gemacht und selbst ausgehoben hatte. Es sollte sich um den Inhalt eines Töpferofens gehandelt haben, von dem der Ausgräber noch eine große Anzahl von Gefäßen besaß, als Dr. Renaud darauf aufmerksam wurde. Seinem Unterhandlungsgeschick verdankte er es, daß er das Wichtigste von diesem Keramikhort aufnehmen konnte und daß ihm vom Finder alle Angaben gemacht wurden, die diesem noch gegenwärtig waren. Vom Ofen selbst war allerdings nichts mehr zu sehen und von den Fund-

umständen nicht mehr viel zu ermitteln. Die noch vorhandenen von den — zum Glück im Lichtbild festgehaltenen — ursprünglich 55 Gefäßen waren aber ein um so wichtigeres Zeugnis von einer knappen Spanne mittelalterlicher Töpfertätigkeit, als Renaud schon nach kurzer Prüfung feststellen konnte, daß sie im ganzen eine Entsprechung zu seinen Brunssumer Töpfereifunden darstellten. So ergab sich ein breites Bild von Formen und ihrer Technik, deren zeitliche Festlegung von Bedeutung sein mußte.

In seiner mit vorzüglichen Abbildungen versehenen Vorlage der Schinveldkeramik<sup>36</sup> versucht Renaud unter Heranziehung von Parallelfunden ihre Datierung um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu unterbauen. Dabei weist er auch auf die Ähnlichkeit des von ihm a. a. O. Abb. 8 Mitte wiedergegebenen Steinzeugbechers mit dem Irminenbecher J 1 hin, den er (wohl wegen der Münzen Johanns I.) ins 13. Jahrhundert setzt. Die Frage, wie weit seine Ansätze der Brunssumer wie der Schinvelder Keramik, deren ungefähre Gleichzeitigkeit er noch einmal betont, zutreffen, wird im Folgenden noch zu erörtern sein. Am Schluß seiner Ausführungen spricht er die Hoffnung aus, daß in Zukunft noch weitere solche geschlossenen Funde die Möglichkeit geben sollten, die Geschichte der mittelalterlichen Keramik zu schreiben. Es wird wohl auch seiner Initiative zu danken sein, daß sich dieser Wunsch schon im folgenden Jahr zu einem wesentlichen Teil erfüllte.

Im Frühjahr 1959 wurde etwa 500 m nordwestlich vom „Engelsch Broek“, der Stelle des von Renaud freigelegten Ofens, auf der Flur „de Oeloven“ ein Scherbenhaufen untersucht, aus dem schon 1875 zahlreiche Gefäße erhoben worden waren. Seine stattlichen Ausmaße waren ca. 10 m Durchmesser und 6 m Höhe. Die örtliche Grabungsleitung hatte A. Bruijn, dem es durch aufmerksame Beobachtung der Schichtung des Scherbenabfalles gelang, vier Perioden zu unterscheiden, deren Einschlüsse getrennt gehalten werden konnten und eine deutliche Vorstellung von der Entwicklung der dort getöpften Gefäßformen wie des gesamten Töpfereibetriebes gaben<sup>37</sup>. Hier haben wir uns in erster Linie mit der Folge der vier, genauer gesagt, der beiden ersten Perioden, den Gefäßen, durch die sie gekennzeichnet sind, ihrer Dauer und ihrer Datierung zu befassen. Untersuchungen eines während der Periode II benutzten Ofens, ergänzt durch die Ergebnisse der von Renaud aufgedeckten Anlage, haben Bruijn nicht nur zu einem Rekonstruktionsversuch angeregt, sondern auch veranlaßt, der Dauer eines Gefäßbrandes, wie auch der Lebensdauer eines solchen Ofens nachzugehen. Dabei stellte sich ihm auch die Frage nach der Dauer des Töpfereibetriebes in Brunssum II, wie er die Anlagen auf „de Oeloven“ bezeichnet, während er die auf „Engelsch Broek“ als Brunssum I anspricht. Auf der Suche nach einem Anhalt für die jeweilige Dauer der Perioden ergab sich ein solcher aus der unterschiedlichen Menge des Abfalles, den diese hinterließen. Zuverlässige Berechnungen waren natürlich nicht

möglich, aber doch ungefähre Schätzungen, denen zufolge Bruijn mit „allem Vorbehalt“ die Periode I etwa 15 Jahre, Periode II etwa 25 Jahre und die beiden folgenden 35 und 40 Jahre dauern läßt<sup>38</sup>. Man wird seinen Vorbehalt gewiß teilen, aber daß mindestens ein relativer Unterschied der Dauer der Perioden aus den jeweiligen Abfallmengen abgelesen werden kann, ist wohl nicht zu bezweifeln. Wahrscheinlich ist es auch, daß der Spielraum, der für die Dauer der einzelnen Perioden zu belassen ist, kein allzu großer sein wird und man die Bruijnschen Zeiten zunächst wenigstens hypothetisch verwerten darf.

Die Gefäßtypen, deren Form und Beschaffenheit aus den Abbildungen Bruijns gut ersichtlich ist, werden von ihm auf S. 140/141 (dieser und die nachfolgenden Seiten- bzw. Abbildungsverweise beziehen sich, soweit nicht anders vermerkt, auf die Veröffentlichung Bruijns) nach Perioden in schematischer Übersicht gegliedert. Diese beginnt mit der Horizontalreihe der Typen aus Periode I; die Formen der nächstfolgenden Perioden sind so angeordnet, daß die Weiterentwicklungen eines Typus jeweils senkrecht unter ihrer Ausgangsform folgen. Diese Ableitungen dürfen im wesentlichen als gesichert gelten, wenn im einzelnen auch zweifelhafte Zuordnungen getroffen sind, durch die aber die Richtigkeit des Gesamtbildes nicht beeinträchtigt wird. Das entscheidende Kennzeichen der Periode I ist, daß während ihrer Dauer nur Pingsdorfgeschirr und noch kein Steinzeug hergestellt wird (Bruijn Abb. 5 bis 17). Fast durchweg sind die Gefäße, mit Ausnahme eines Teiles der Kugeltöpfe, darunter die grauen (vgl. Bruijn Abb. 6), bemalt, wobei — nach den Abbildungen zu urteilen — mindestens zum Teil ein Kammpinsel verwendet wurde. Der gebrannte Scherben ist überwiegend hellgelb, der Ton mit grieskörnigem Sand stark gemagert, wie die Abbildungen deutlich erkennen lassen. Geformt ist das Gefäß aus freier Hand, nur sind die Ränder in ähnlicher Weise nachbehandelt, wie oben S. 240 bei den Irminenkugeltöpfen erläutert ist. Eine regelrechte Herstellung auf der Drehscheibe läßt sich erst in der Periode I A, einem kurzfristigen Übergang zu Periode II, nachweisen (Bruijn Abb. 21 und 22)<sup>39</sup>. Bei einer Gegenüberstellung finden sich für die Kugeltöpfe von St. Irminen unter denen aus Brunssum Periode I ähnliche Gegenstücke, wobei ein Unterschied der Mündungsdurchmesser und das Fehlen der Schulterrillen nicht ins Gewicht fällt (Bruijn Abb. 5 und 6). Auch in der farbigen Verzierung zeigen sich gewisse Ähnlichkeiten. Dagegen fehlen in Periode I noch gänzlich Entsprechungen zu den Steinzeugbechern aus St. Irminen. Am nächsten könnten ihnen noch Formen wie Bruijn Abb. 10 und 17 oben kommen, doch wären sie nur als Vorstufen zu den Irminenbechern anzusehen. Damit ist ein wichtiger Anhalt für die Zeitstellung der ausgehenden Periode I gewonnen. Es ist kaum glaubhaft, daß die Töpfereien des Trierer Bereiches wesentlich früher zum Übergang auf die Steinzeugherstellung angeregt worden sind, als die Brunssumer, die ja dem eigentlichen Ursprungsgebiet, dem Rhein-

land, der Kölner Bucht erheblich näher liegen als jene. In jedem Falle ist anzunehmen, daß keines der rheinischen und niederländischen Töpferzentren sehr lange hinter den anderen im Übergehen auf die Herstellung von Steinzeug zurückgeblieben ist. Zeitlich ist oben für das Aufkommen des Steinzeuges als ungefähre Spanne das späte achte Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts wahrscheinlich gemacht worden. Damit wäre auch das Ende der Brunssumer Periode I und die Übergangsperiode I A in der gleichen Zeit zu vermuten.

Die nachfolgende Periode II hat ein anderes Gesicht. Wohl findet sich noch auf einigen Formen Bemalung nach Pingsdorfer Art, aber die Typen, wenn sie sich auch an die vorausgehenden anschließen, haben sich doch in bestimmter Weise verwandelt. Ursache ist zunächst ihre durchgehende Herstellung auf der Drehscheibe, dann aber auch der erheblich schärfere Brand, der das Steinzeug kennzeichnet. Die Farbstreifen sind „glänzend schwarzbraun mit violettfarbigem Schimmer“. Es wiederholt sich hier demnach die gleiche Wirkung wie sie an den frühen Irminensteinzeugbechern zu beobachten ist, daß auch die Farbverzierung durch den schärferen Brand unansehnlicher und darum sinnlos wird<sup>40</sup>. So wird wohl auch die Erscheinung, daß in der Periode II die Verzierung oft ähnlich nachlässig aufgetragen ist wie auf den Irminenbechern (vgl. Bruijn Abb. 33), als Anzeichen des Aussterbens pingsdorferartiger Bemalung anzusehen sein. Unter den neuen Formen tritt ein Becher auf, der in Form und Technik völlig dem jüngeren Irminenbecher 1 entspricht (Bruijn Abb. 25 unten links, Abb. 33 unten links und oben rechts). Auch Bruijn leitet ihn, wie sein Periodenschema zeigt, von einem kleinen Kugelbecher ab. Hinzuweisen ist auch noch auf einen Doppelhenkelkrug (Bruijn Abb. 24 rechts, Abb. 32 unten links), der in seiner plumpen Form mit dem Krug von Weeze Ähnlichkeit hat. Er unterscheidet sich von diesem zwar durch runden Henkelquerschnitt („Wursthenkel“), engere Mündung und flüchtige Bemalung auf der Schulter, aber eine gewisse Verwandtschaft ist nicht abzuleugnen. Die Wursthenkel lösen wohl seit der Periode II in Brunssum die Bandhenkel ab, doch ist damit nicht gesagt, daß in anderen Töpfereien der Bandhenkel keine längere Dauer gehabt haben könne.

Auf die übrigen Formen soll hier nicht näher eingegangen werden, weil sie keine unmittelbaren Vergleiche mit den münzdatierten Gefäßen erlauben. Allenfalls kann zu der wichtigen Gattung der Einhenkelkrüge, die sich von Periode I A ab zu entwickeln beginnt, bemerkt werden, daß die bei ihr besonders zu beobachtende Neigung zu scharfer Rillung und Kantenbildung (Bruijn Abb. 28) ja auch an dem Fußbecherbruchstück aus dem Münzfund von Schloß Burg festzustellen war. Hinzuweisen ist noch auf die Weiterbildung der Kugeltöpfe, die von Periode I A ab, also mit dem vollen Einsetzen der Drehscheibenarbeit (Bruijn S. 159 oben links) nicht mehr den freihändig gerundeten, sondern den mit der Klinge nachbehandelten linsenförmigen Boden aufweisen (Bruijn Abb. 23 und 25

oben Mitte. Aus Brunssum I vergleiche Renaud a. a. O. Fig. 17/6 und 7) Die Bemalung, die noch ein Tüllenkugeltopf der Periode I A erhielt (Bruijn Abb. 21 Mitte), scheint im weiteren Verlauf der Periode II völlig wegzufallen. Die Kugeltöpfe mit Linsenboden setzten sich noch in Periode III fort, konnten aber in Periode IV nicht mehr festgestellt werden<sup>41</sup>.

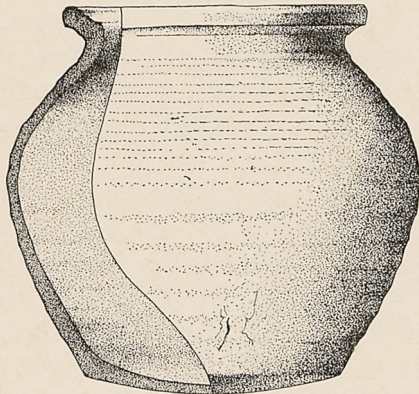


Abb. 7. Kugeltopf mit Linsenboden aus Trier, Palais Kesselstatt.

(Siehe hierzu S. 265 Anm. 41.)

Der Beginn der Periode II ist durch das Ende der Periode I im späteren achten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts gegeben. Nach ihrer von Bruijn geschätzten Dauer würde sie nicht weit über das Ende des 12. Jahrhunderts hinausgehen. Dem würden die Vergleiche mit der münzdatierten Keramik auch nicht widersprechen. Über ein mögliches Bedenken wegen des Ansatzes der beiden Perioden I und II soll nach einem kurzen Blick auf die beiden folgenden Perioden noch gesprochen werden. Periode III bringt keine wesentlichen Neuerungen. Die Bemalung der Gefäße ist endgültig weggefallen und mit Ausnahme der Kugeltöpfe sind alle Gefäße mit einer graubraunen, glanzlosen Lehmglasur überzogen. Die Formen haben sich seit Periode II kaum geändert. Wenn sich manche Typen der Periode II nicht mehr finden, ist noch nicht gesagt, daß sie in Periode III überhaupt fehlen; die verhältnismäßig geringe Fundmenge, die aus ungestörter Schicht gewonnen werden konnte, wies möglicherweise nur zufällig solche Formen nicht auf. Ähnlich steht es auch mit der Keramik der Periode IV (vgl. Anm. 42), die jedoch deutlicher eine Weiterentwicklung von Formen bringt. Dazu gehört der gedrungene Krug mit drei Fußstollen und der schlanke Steinzeugkrug, der zu einer Leitform in den nächsten zwei Jahrhunderten wird (Bruijn Abb. 32 rechts und

Abb. 45). Neu ist auch die Verbesserung der braunen, violettschimmernden Lehmglaser und die Wiederaufnahme der Rollstempelverzierung. Unter den Weiterbildungen von Irminenbecher J 1 liegt ein Exemplar vor (Bruijn Abb. 45 links), das unserem Reliquienbecher Taf. 40 REL. fast völlig gleicht<sup>42</sup>. Mit dem terminus ante 1287 würde dieser Becher in den Ausgang der Periode IV gesetzt werden können, die nach der von Bruijn geschätzten Dauer etwa um 1280 zu Ende gegangen sein müßte<sup>43</sup>.

Die hier versuchte Einreihung der vier Brunssumer Perioden in eine feste Zeitenfolge ist mit den durch die Münzschatzfunde gegebenen Daten fast durchweg in Einklang zu bringen. Einen gewissen Zweifel läßt nur der Münztopf aus Büdlich aufkommen, dessen Vergrabungszeit um 1230, kaum viel früher, gelegen haben wird (vgl. S. 248 f.). Seine nahe Verwandtschaft zu den Irminentöpfen J 3 und J 4, die doch etwa um 1185 (S. 247) in die Erde gekommen sein müssen, macht es unwahrscheinlich, daß er lange Zeit nach diesen entstanden war. Wenn auch, wie weiter unten dargelegt wird, die graue Pingsdorfware neben dem Steinzeug noch durch das ganze 13. Jahrhundert hergestellt wird, so ist sie dann doch gewissen Wandlungen unterworfen, die am Büdlicher Topf noch nicht erkennbar sind. Man muß also annehmen, daß der Büdlicher Topf lange Zeit vor seiner Verwendung als Münzbehälter schon andere Dienste getan hat. Mag sich der Zeitpunkt, zu dem für die Trierer Töpfereien der Beginn der Steinzeugherstellung festzulegen ist, in Brunssum aus irgendwelchen Gründen etwas verschieben, so doch kaum um länger als ein halbes Jahrzehnt (s. S. 247), also nicht weiter als bis rund um 1185. Es bleibt demnach, auch nach Einbeziehung dieses Spielraumes in die Vorstellung von der Zeitenfolge der Brunssumer Perioden, die Spanne, in die allgemein das Aufkommen des Steinzeugs gesetzt werden muß, immer noch eng und vor allem läßt sie sich für den Trierer Raum und wohl für das gesamte rheinische Töpfereigebiet nicht weiter gegen die Jahrhundertgrenze verschieben. Die Brunssumer Töpfereifunde geben dazu noch — solange andere Funde nicht zu einer erheblichen Korrektur von Bruijns Schätzungen der Dauer seiner Perioden führen — durch die Möglichkeit, sie zeitlich festzulegen, eine deutlichere Vorstellung von der Entwicklung der Keramik im letzten Drittel des 12. und im 13. Jahrhundert, als sie bisher zu gewinnen war. Dadurch lassen sich auch andere Fundkomplexe, bei denen Pingsdorfware und frühes Steinzeug für eine Datierung eine ausschlaggebende Rolle spielen, zeitlich sicherer gliedern<sup>44</sup>.

#### Die Pingsdorfgruppe Koenens und die gegenwärtige Kenntnis von der Entwicklung der Pingsdorfkeramik

Zu solchen Fundkomplexen gehört auch die schon erwähnte Gruppe, durch die Koenen zum erstenmal die Pingsdorfkeramik bekannt machte und durch deren Datierung als spätkarolingisch er über ihre Zeitstellung

langhin falsche Vorstellungen schuf<sup>45</sup>. Ungeachtet des Widerspruchs Loeschkes<sup>46</sup> wurden diese noch festgehalten in zwei Aufsätzen F. Rademachers über karolingische und ottonische Keramik<sup>47</sup>, in denen fast ausschließlich späte Pingsdorfer Gefäße und frühes Steinzeug auf Grund kunstgeschichtlicher Stilbeurteilung als karolingisch bzw. ottonisch erklärt wurden. Wohl ist inzwischen erkannt, daß die Pingsdorf-gattung an die spätkarolingische Zeit anschließt und bis zum Ende des 12. mit Auslauf ins 13. Jahrhundert dauert, aber nachdem ihre Entwicklung in mehr als drei Jahrhunderten auch jetzt noch keineswegs festliegt, gilt vielfach Koenens Gruppe als immerhin frühe Pingsdorfstufe. Daß sie aber in die Spätzeit der Pingsdorfer Ware zu setzen ist, hat W. C. Braat in seinem Aufsatz über „Die frühmittelalterliche Keramik von Burgh“ nachdrücklich betont<sup>48</sup>. Zwar erlauben die skizzenhaften Zeichnungen Koenens über manche technische Besonderheit kein genaues Urteil, aber bei einem Vergleich mit den Brunssumer Gefäßen der Periode I und I A wird es deutlich, daß zwischen den beiden Gruppen keine große zeitliche Trennung besteht. Die unzweifelhaften Drehspuren mehrerer Formen bei Koenen könnten sogar auf das Ende der Brunssumperiode I (I A) hinweisen. Dabei muß allerdings im Auge behalten werden, daß gewisse, aus „der untersten Schuttmasse“ stammende Typen, wie „urnenförmige Töpfe“ und „Becken“<sup>49</sup> älter sein können, wenn sie auch gewiß nicht ältestes Pingsdorf sind.

Von der Frühstufe der Pingsdorfkeramik hat man sich in den letzten Jahrzehnten ein zunehmend deutlicheres, wenn auch keineswegs vollkommenes Bild machen können. Jener Übergang von spätkarolingischer, vornehmlich von der späten Badorfer Keramik zur rot bemalten Pingsdorfer, den man sich nach der Fundstelle erstmals von Braat vorgelegter Scherben „Hunneschanskeramik“ zu nennen gewöhnt hat, wird durch sich langsam mehrende Scherbenfunde anschaulicher und vielleicht werden in absehbarer Zeit auch ihre Formen faßbar. W. Hübener hat an gleicher Stelle, wie oben Anm. 41 angegeben, auch die Hunneschanskeramik besprochen und sich der Datierung in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts angeschlossen<sup>50</sup>.

Von dieser Übergangsstufe aus die Entwicklung der Pingsdorfkeramik vom 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, und sei es auch nur in großen Zügen, zu erhellen, ist bisher noch nicht gelungen trotz steter Bemühungen, die aber immer nur tastende bleiben mußten. Der Versuch F. Tischlers, 1951 der Pingsdorfkeramik einen Aussagewert abzugewinnen<sup>51</sup>, konnte nicht sehr weit führen. Ihre Gliederung „in zwei deutlich trennbare Horizonte“ läßt sich nicht nachweisen, denn die Fortdauer ältester, eng an Badorfer Typen sich anlehnender Formen bis in das Ende des 10. Jahrhunderts kann, wenigstens bis jetzt, nicht belegt werden und ist auch nicht wahrscheinlich. Der jüngere Horizont kann wiederum nicht allein durch Erzeugnisse von Töpfereien aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts



dargestellt werden. Die letzte umfangreiche Zusammenstellung und kritische Prüfung datierender Befunde hat W. Hübener a. a. O. S. 122 ff. unternommen, gestützt auf die 1937 von Jankuhn vorgelegte<sup>52</sup>. Aber auch er muß sich trotz der eingehenden Prüfung aller Möglichkeiten im wesentlichen mit der Herausstellung der festen Anhaltspunkte für die Klärung des Beginns und des Endes der Pingsdorfer Gattung begnügen<sup>53</sup>. Zuletzt hat noch Braat zur Frage der Datierbarkeit der Pingsdorfer Keramik Stellung genommen und sich recht zuversichtlich dazu geäußert<sup>54</sup>. Aber obwohl er an gleicher Stelle eine sehr beachtenswerte Aufstellung der Scherbenfunde aus der Burg bei Burgh in ihrer zeitlichen Folge gibt, so fällt es doch schwer, seine Pingsdorfscherben aus unterster Schicht von denen aus den oberen Schichten nach Profil und Bemalung zu unterscheiden<sup>55</sup>. So wird man seine Meinung, daß in großen Zügen Scherben von Pingsdorfer Keramik noch wohl ungefähr zu datieren seien, hinsichtlich des 10. und 11. Jahrhunderts zunächst noch nicht teilen können, wenn auch das Vorliegen gewisser Ansätze für eine typologische Gliederung nicht geleugnet werden kann.

Durch die hier betrachtete Münzschatzfundkeramik und den Versuch, mit ihrer Hilfe die Perioden der ausgedehnten Töpfereifunde von Brunssum zeitlich einzuordnen, ist die Frage nach der Weiterdauer der Pingsdorferkeramik zum Teil, aber nicht durchweg beantwortet worden. Bei der Übersicht über die Brunssumer Keramik wurde darauf hingewiesen, daß verschiedene Formen der Periode II noch Bemalung zeigen, die dagegen in Periode III schon vollkommen zu fehlen scheint, ebenso wie das graue Geschirr. Nun ist in dem Ursprungs- und Hauptverbreitungsgebiet der Pingsdorferkeramik, den Rhein- und Niederlanden, kein Fund nachweisbar, der das Nachleben des bemalten Geschirrs in das vorgeschrittene 13. Jahrhundert hinein sicher bezeugen könnte. In seinem östlichen Ausfuhrbereich sind zwar im Rahmen der Stadtkernforschung in Hannover aus Schichten des 13. und möglicherweise sogar des 14. Jahrhunderts pingsdorferartig bemalte Scherben erhoben worden. Deren petrographische Untersuchung ergab aber, daß sie in einer einheimischen Töpferei des Ortes Duingen in der Umgebung von Hannover hergestellt worden waren. Von einigen originalen Pingsdorfscherben dagegen sagten die Fundzusammenhänge aus, daß „diese Ware in Hannover im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert gebräuchlich“ gewesen sei<sup>56</sup>. Der Nachweis, daß weit vom Ursprungsgebiet der Pingsdorfer Ware entfernte Töpfereien das ganze 13. Jahrhundert hindurch ein gleichartiges Geschirr herstellten, läßt die Vermutung zu, daß auch andere, weitab vom Rhein gefundene Keramik dieser Art, wenn sie durch Fundumstände ins 13. Jahrhundert zu setzen ist, einheimischen Ursprungs sein kann<sup>57</sup>. Jedenfalls bleibt die Feststellung, daß im E n t s t e h u n g s g e b i e t der bemalten Pingsdorferware diese schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts vom frühen Steinzeug abgelöst wird, bzw. sich in solches umwandelt und nicht mehr all-

zulange im beginnenden 13. Jahrhundert benutzt wird, unberührt. Von der grauen Pingsdorfkeramik, vor allem den grauen Kugeltöpfen läßt sich dies allerdings nicht sagen. Dieses gewöhnlichere Gebrauchsgeschirr, das bequemer und darum wohl auch billiger hergestellt werden konnte als das Steinzeug, hielt sich weit länger als das helle bemalte durch das ganze 13. und vielleicht noch in das 14. Jahrhundert hinein. Loeschke hat aus mittelalterlichen Abfallgruben auf dem Gelände beider Trierer Thermen und an anderen Stellen der Stadt in großer Zahl diese graue Ware ausgegraben und kurz darüber berichtet<sup>58</sup>. Seine Datierung dieser Gruppen in das 13. Jahrhundert findet auch eine Stütze durch den Vergleich einiger ihrer Formen, zu denen auch mitgefundene Steinzeugkrüge und -becher gehören, mit entsprechenden Gefäßen aus den Perioden III und IV in Brunssum. Der vorliegende, von münzdatierter Keramik ausgehende Versuch, das Ende der Pingsdorfkeramik etwas genauer zu beleuchten, muß sich hinsichtlich der grauen Pingsdorfware mit den gegebenen Hinweisen begnügen. Um den sicheren Verlauf ihrer Entwicklung sollte sich aber eine weitere Untersuchung bemühen. Das in sich mehrender Fülle bei Grabungen im rheinischen und niederländischen Bereich zutage kommende Material erfordert und erleichtert eine solche Arbeit wie auch die Untersuchung der noch unklaren Entwicklung der gesamten Pingsdorfkeramik des 10. und 11. Jahrhunderts.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Auf diesen Beginn und Auslauf ist vom Verfasser schon in einem Aufsatz „Herstellungsorte und Datierung der karolingischen Keramik im Rheinland“ in dem Bericht über die Kieler Tagung 1939 S. 192 hingewiesen und an gleicher Stelle die Keramik des genannten und zweier anderer Münzschatzfunde in Stichworten vorgelegt und abgebildet worden. — Zum Zeitpunkt des Aufkommens der Pingsdorf-gattung hat Böhner in BJB. 150, 1950, Jahresbericht 1949, 216 f. die münzdatierte Feldflasche von Zelzate (Ostflandern) angeführt, deren Vergrabungszeit seinerzeit von den Numismatikern zunächst als rund 843 angegeben worden war. Nach späterer Mitteilung Böhners in BJB. 151, 1951, 119 Anm. 7 hat eine nachfolgende Bearbeitung der Münzen als Vergrabungszeit die Spanne zwischen 870 und 880 wahrscheinlich gemacht. So wichtig diese Zeitangabe als Datum für das einstweilen früheste gesicherte Vorkommen eines Gefäßes der Pingsdorfer Gattung ist, so stellt sie doch keinen unbedingten terminus post dafür dar. Die Möglichkeit eines etwas früheren Auftretens von Pingsdorfgefäßen muß im Auge behalten werden.

<sup>2</sup> Kutzbach spricht sich nicht darüber aus, was ihn veranlaßt, an dieser Stelle einen Raum anzunehmen, doch hat er dies ohne Zweifel in einer Niederschrift seiner Beobachtungen dargelegt, die jetzt nicht mehr auffindbar ist. Für die hier zu erörternden Fragen ist dies aber nicht von Belang.

<sup>3</sup> Leider sind die Scherben nicht mehr aufzufinden und wahrscheinlich in Kriegs- oder Nachkriegszeiten verschollen. — Kutzbach hatte sie bald nach der Auffindung und Magazinierung im damaligen Moselmuseum dem Verf. gezeigt, der die — allerdings nur sehr unsichere — Erinnerung hat, es seien überwiegend Pingsdorfscherben gewesen.

<sup>4a</sup> Die Inventarnummern der Gefäße sind 28,863 a bis h, sie folgen den von Kutzbach gegebenen Fundnummern J 18/1 bis 8, also a = 1 usw. Im vorliegenden Text werden nur die Fundnummern benützt unter Weglassung der Zahl 18, deren Bedeutung wegen des Fehlens eines Fundverzeichnisses nicht zu ermitteln ist.

<sup>4</sup> Daß an Fundstellen, in denen in größerer Fülle die helle bemalte Pingsdorfer Keramik vorliegt, sich in der Regel mit dieser zusammen auch graue, größtenteils von denselben Formen wie jene herrührende, Scherben finden, geht schon hervor aus C. Koenens Feststellungen in „Gefäßkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden“ 141 und BJB. 103, 1898, 121 unten in dem der ganzen Gattung den Namen gebenden Bericht über „Karolingisch-fränkische Töpfereien bei Pingsdorf“ (über die gerade bei dieser Fundgruppe unrichtige Datierung „karolingisch“ wird noch zu sprechen sein). Man kann wohl innerhalb der Gattung Pingsdorfkeramik von grauer Ware sprechen, darf diese aber nicht als besondere Gattung dem Pingsdorfgeschirr gegenüberstellen. Helle und graue Gefäße konnten im gleichen Ofen gebrannt werden. Es konnte sogar im selben Brand durch ungleichmäßige Einwirkung ein Teil des Brenngutes oxydierend-hellfarbig und ein anderer reduzierend-grau werden. Vgl. hierzu in „Berichten van de Rijksdienst voor het oudheidkundige Bodemonderzoek“ Jg. 9, 1959 in dem Aufsatz von A. Bruijn „Die mittelalterliche Töpferindustrie in Brunssum“ 179 und 158.

<sup>5</sup> Vgl. auch Bruijn a. a. O. 148 Abb. 5 und 156 Abb. 17 b.

<sup>6</sup> Prof. J. Frechen, der schon durch die Untersuchung fränkischer (siehe K. Böhner, Die Fränkischen Altertümer des Trierer Landes, Textbd., 67 f.) und karolingischer Tongefäße eine genauere Vorstellung von der Keramik des Trierer Raumes gewonnen hat, erteilt über die untersuchten Proben folgende Auskunft: „Beide Scherben enthalten neben Quarz (z. T. mit Anwachsstreifen) und Quarzit nur noch Orthoklas. Es dürfte sich danach um Trierer Keramik handeln.“

<sup>7</sup> Lückger, TrZs. a. a. O. 46 f. und Zeitschrift für Numismatik a. a. O. 195 ff.

<sup>8</sup> In der Numerierung der Gefäße ist hier wieder die von Kutzbach in den Schnitten Abb. 2 Fig. 3 u. 4 gegebene Nummernfolge seines nicht mehr auffindbaren Fundverzeichnisses aufgenommen und die von Lückger gewählte in Klammer mit L beigefügt.

<sup>9</sup> Zschr. f. Numismatik a. a. O. 203.

<sup>10</sup> Ebda. 181.

<sup>11</sup> Ebda. 182 und Taf. 4, 48.

<sup>12</sup> Ebda. 182 und 187.

<sup>13</sup> Ebda. 197.

<sup>14</sup> Ebda. 203. — TrZs. a. a. O. 48.

<sup>15</sup> Vgl. BJB. 100, 1896, 136 ff.

<sup>16</sup> Das Oberweiser Münztöpfchen war zunächst nicht inventarisiert worden. Später wurde es unachtsamerweise mit einer Nummer beschriftet, die schon ein römischer Scherben aus der Grabung 1878 in Oberweis trug. Stets wurde aber der Topf als das Münzgefäß von Oberweis bezeichnet. — Die Münzen daraus sind nicht in den Besitz des Landesmuseums Trier gelangt.

<sup>17</sup> Diese Angaben richten sich nach Eintragungen im Inventarband 1911 des Landesmuseums Trier unter Nr. 11,449 bis 468, wo vermerkt ist, daß von der Gesamtzahl der Münzen 88 (noch nicht mitbestimmte) Denare abgegeben worden waren. 10 weitere Denare waren schon im Band 1907 inventarisiert unter Nr. 07,916 mit dem Vermerk, daß 7 davon Trierer und 3 Metzger Prägungen seien. Die Münzen sind damals zur Bearbeitung nach Berlin geschickt worden; ihr Verbleib ist nicht mehr festzustellen. Die Angabe, die in dem Anm. 1 zitierten Aufsatz des Verf. S. 192 hinsichtlich der jüngsten Prägung gemacht worden ist, beruhte wie die Angabe der gesamten Münzzahl auf einer dem Gefäß beigegebenen irreführenden Notiz.

<sup>18</sup> BJB. 142, 1937; die Brakteaten 183 ff., das Gefäß 177 f. mit Abb. 1 auf S. 178 und Taf. 47, Abb. 2. Das Gefäß ist noch aufgeführt in „Archäologische Funde und Denkmäler des Rheinlandes“, Bd. 1, 1960, Kreis Geldern, 316, F.Nr. 46. Dort ist auch mitgeteilt, daß das Stück 1945 vernichtet worden ist.

<sup>19</sup> Vgl. BJB. 103, 1898, Taf. 6, 15. Eine gute Abbildung eines solchen Henkeltopfes gibt F. Rademacher in „Karolingische Keramik am Niederrhein“ in Walcher-Moltheim „Altes Kunsthandwerk“, Wien, Taf. 139. Die an gleicher Stelle gezeigten anderen Pingsdorfer Gefäße sind wie das zitierte fast alle nicht karolingisch, sondern zu meist ins 12. Jahrhundert zu setzen.

<sup>20</sup> A. Herrnbrodt, in: Romerike Berge 3, 1954, 153 unten Mitte und 154 Abb. 2, 1.

<sup>21</sup> a. a. O. 155 Abb. 3, 1.

<sup>22</sup> a. a. O. 155 Abb. 3, 2.

<sup>23</sup> Vgl. O. Lauffer „Zur Geschichte des Kachelofens und der Ofenkachel in Deutschland“ in Wörter und Sachen Bd. 6, 1914—15, 152 f. und Abb. 4. Ebda. Abb. 5 zeigt Beispiele der späteren Entwicklung, wie sie ähnlich auch E. Schirmer in „Die deutsche Irdenware des 11.—15. Jahrhunderts im engeren Mitteldeutschland“ (= Irmin Bd. 1, 1939) 47 f. kennzeichnet und Taf. 10, 21—25 darstellt. Zwei Kacheln der „Tulpenbecher“-form bildet auch Sune Ambrosiani ab in „Zur Typologie der älteren Kacheln“, 105 Taf. 1, 2 und 3. Eine Pingsdorfer „Napfkachel“ der gleichen Form wie die des Münzschatzfundes von Schloß Burg bringt F. Rademacher am Anm. 20 a. O. Taf. 140 links. Ähnlich, nur etwas konischer ist die Kachel bei Ambrosiani a. a. O. 107 Taf. 2, 15. Die Frage, ob die mittelalterlichen Kacheln sich letztlich aus den römischen Wölbtopfen, die beim Töpferofenbau verwendet wurden, ableiten, ist nicht sicher zu beantworten, da einstweilen Zwischenglieder noch völlig fehlen.

<sup>24</sup> A. Herrnbrodt a. a. O. 151 f.; 153 rechts unten; 154 Abb. 2, 2.

<sup>25</sup> a. a. O. 153 oben.

<sup>26</sup> Dieser Fußbecher hat Vorläufer schon in merowingischer Zeit. Einen Becher aus dem spätfränkischen Gräberfeld von Trippelsdorf bildet Koenen zum Vergleich mit einem Fußstück aus seiner Pingsdorfer Keramikgruppe ab (am Anm. 20 a. O. Taf. 6, Fig. 23 und 24). Wie er sagt, lassen der harte Brand und „andere Eigenarten“ des Fußstückes seine nachmerowingische Herkunft erkennen. In der Tat unterscheidet es sich vom Trippelsdorfer Becher durch Drehspuren auf der Innenseite und den scharfkantigen Rand der Fußplatte, wodurch das Stück der späteren Pingsdorferkeramik näher zu rücken scheint. Näher jedenfalls als ein Becher aus der karolingischen Hospitalkeramik aus Trier (TrZs. 11, 1936, Taf. 4, Abb. 1, 2; derselbe auch im Bericht der Kieler Tagung am Anm. 1 a. O. 181 Abb. 2).

Die spätere Entwicklung des Fußbeckers belegen u. a. zwei münzdatierte, im späten 14. Jahrhundert bzw. um 1400 vergrabene Gefäße des Landesmuseums Trier aus Ollmuth (Landkreis Trier) Inv. Nr. 07,50 und aus Leitzweiler (Kreis Baumholder) o. Nr. Es sind braun, bzw. braun-graufleckig glasierte Steinzeugbecher, die in der Form den von Loeschke in Trierische Heimatblätter I 1922 in seinem Aufsatz „Tonindustrie von Speicher und Umgebung“ 11 Abb. 13 Fig. 10 und 15 wiedergegebenen Bechern gleichen.

<sup>27</sup> a. a. O. 153 unten links und 154 Abb. 2/3.

<sup>28</sup> A. Herrnbrodt „Der Husterknupp“, eine niederrheinische Burganlage des frühen Mittelalters 98 f.

<sup>29</sup> a. a. O. Taf. 13, 132—137.

<sup>30</sup> Vgl. a. a. O. Taf. 13, 134, 135, 139, 140, 142, 145.

<sup>30a</sup> Für den Hinweis auf den Arnheimer Schatzfund und die Aufnahme des Becherfragmentes hat der Verfasser A. Bruijn, für die Erlaubnis der Wiedergabe des Fotos J. G. N. Renaud zu danken. — Die auf dem Foto mit aufgenommenen, zum Schatzfund gehörigen Schmuckstücke haben zwar für den vorliegenden Zusammenhang keine Bedeutung, da sie aber die Kenntnis vom Schmuck ihrer Zeit erweitern und zum Teil noch überraschende Verwandtschaft mit fränkischen Schmuckformen vertragen, wird für Kenner dieses Stoffgebietes ihre Abbildung hier nicht unerwünscht sein.

<sup>30b</sup> Vondst van 12 e — eeuwse Munten te Arnhem in: Gelre, Bijdragen en Mededelingen, Deel 51, 1951, 121 ff.

<sup>31</sup> Eine dem Becher beigegebene alte Notiz besagt: „Als im Sommer 1815 die Kapelle rechter Hand von der Stadtseite von St. Simeon abgebrochen wurde, fand man unter dem Altarstein ein Töpfchen mit Reliquien und der beiliegenden Urkunde von 1287 über die Weihe eines Altares zu Ehren der Apostel Peter und Paul.“ — Der Verbleib der genannten Urkunde ist unbekannt.

<sup>32</sup> BJb. 142, 1937, 164.

<sup>33</sup> a. a. O. 163.

<sup>34</sup> Berichten van de Rijksdienst voor het oudheidkundig Bodemonderzoek in Nederland 6, 1955, 106 ff.

<sup>35</sup> Bulletin des Musées Royaux d'art et d'histoire, 3. Ser. Nr. 5, 1929, 99 und 97 Fig. 6, 1.

<sup>36</sup> Berichten van de Rijksdienst v. h. ou. B. i. N. 8, 1957—1958, 179 ff.

<sup>37</sup> Siehe die Anm. 13 zitierte Veröffentlichung von Bruijn, 139 ff.

<sup>38</sup> a. a. O. 184.

<sup>39</sup> Zur Anwendung der Drehscheibe und zu anderen technischen Fragen, die sich bei der Bearbeitung der Keramik von Per. I aufwarfen, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden kann, hat sich Bruijn a. a. O. 147 und 158 geäußert. Seine durch Erfahrungen im modernen Töpfereibetrieb gestützten Erklärungsversuche sind in jedem Falle sehr anregend.

<sup>40</sup> Vgl. Bruijn 169 links, der mit dieser Erscheinung auch das Bemühen um Vervollkommnung der Lehmglaser verbindet.

<sup>41</sup> Dies muß bei der verhältnismäßig geringen Scherbenmenge, die aus dem ungestörten Bereich der Schicht IV gewonnen werden konnte, nicht bedeuten, daß überhaupt keine Kugeltöpfe mehr hergestellt wurden (Bruijn 145 unten links).

Das Wiederaufleben des linsenförmigen, scharfkantig abgesetzten Bodens im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts und seine Fortsetzung im 13. Jahrhundert dürfte sich nicht nur auf die Töpfereien von Brunssum beschränken. Aus einer Grabung im Palais Kesselstatt, Trier, stammt ein blaugrauer, völlig auf der Drehscheibe gedrehter Kugeltopf mit Linsenboden (Inv. Nr. 23,25; s. o. S. 257 Abb. 7). Er ist hart gebrannt und entspricht in der Form dem Topf Bruijn Abb. 25 oben Mitte, dem er wohl auch zeitlich nahesteht. W. Hübener in seiner sorgfältigen und umfassenden Vorlage der Haithabukeramik (Die Keramik von Haithabu, Neumünster 1959) hat<sup>117</sup> ff. auch die Weiterdauer des fränkischen Linsenbodens zu überblicken versucht und sie — mit Hinsicht auf England — bis in das 14. Jahrhundert verfolgt. Das Auftreten des Linsenbodens in der Periode III der Töpferei von Brunssum darf man sich wohl als eine Anregung von auswärts vorstellen.

<sup>42</sup> Dieser Becher hätte in Bruijns Periodenschema rechts unten an Stelle des Bechers mit Kragenrand als letztes Glied der Entwicklungsreihe gebracht werden müssen.

<sup>43</sup> Der Formenschatz der Brunssumer Keramik läßt sich auch durch die Schinvelder Funde bereichern, die allerdings erst auf die I. und II. (wenn nicht sogar III.) Periode richtig aufgeteilt werden müssen. Die Angabe des Finders, alle stammten aus einem Ofen, ist offensichtlich nicht zuverlässig.

<sup>44</sup> Nach Abschluß dieses Aufsatzes erfuhr der Verfasser, daß durch den Rijksdienst v. h. oudh. Bodemonderzoek unter Leitung von A. Bruijn in Schinveld ein Scherbenberg noch größeren Umfangs als der auf „de Oeloven“ untersucht worden sei. Durch das freundliche Entgegenkommen der Herren Renaud und Bruijn erhielt der Verf. die Möglichkeit, die reichen Funde einzusehen. Es liegen hier die gleichen Perioden vor wie in Brunssum, die auch durch dieselben Signaturen bezeichnet sind. Eine Bereicherung war die Hinterlassenschaft von zwei weiteren Perioden, die der Periode I vorausgingen; unmittelbar eine Periode A, vor dieser eine Periode B, wobei es nach Bruijn möglich sein kann, daß bei dieser noch verschiedene Abschnitte unterschieden werden müssen. Er ist geneigt, Periode B bis in das 11. Jahrhundert, wenn nicht noch weiter, zurückgehen zu lassen. Andererseits scheint hier die Periode IV wesentlich länger, wohl bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, gedauert zu haben.

Zu der im vorliegenden Zusammenhang wichtigsten Frage, ob in der Schinvelder Periode I schon der Beginn von Steinzeugware nachzuweisen sei, läßt sich nur sagen, daß durch die gegen das Ende der Periode gesteigerte Temperatur des Brandes sich schon eine gewisse Wandlung zum Steinzeug ankündigt, die in Periode IA zur Herstellung von Gefäßen führt, die in der Technik den frühen Irminenbechern gleichen. Eine wesentliche Verschiebung des Zeitansatzes von Periode IA bzw. des Beginnes von Periode II kann aber daraus nicht gefolgert werden.

Die Funde aus den Perioden A und B versprechen neue Aufschlüsse, veranlassen vielleicht auch neue Fragen. Überraschend war in Periode B das Auftreten von Scherben mit Rollstempelverzierung, die zum Teil von Badorfscherben kaum zu unterscheiden sind; darunter auch einige bemalte und gelbgrün glasierte. Bemerkenswert ist auch, daß in dieser Periode die Gefäße derb gedreht worden waren (der Berichterstatter hatte bei einigen Kugeltopfscherben allerdings den Eindruck, daß sie auch von aufgewulsteten Gefäßen stammen konnten).

Anm. d. Red.: Die Publikation dieser Schinveldkeramik, die zur Zeit der Abfassung des vorliegenden Aufsatzes noch nicht gedruckt war, ist inzwischen erschienen; vgl. A. Bruijn, Die mittelalterliche keramische Industrie in Schinveld, in: Berichten van de Rijksdienst voor het oudheidkundig Bodemonderzoek 10—11, 1960—1961, 462 ff.

<sup>45</sup> Vgl. Anm. 13.

<sup>46</sup> TrJber. N. F. 10/11, 1917/18, Beilage, 63.

<sup>47</sup> S. Anm. 21. — „Die ottonische Keramik Kölns“ in: Der Cicerone, 1925, Heft 4, 181 ff.

<sup>48</sup> Oudheidkundige Mededelingen uit het Rijksmuseum van Oudheden te Leiden 41, 1960, 98 f.

<sup>49</sup> Koenen a. a. O. 121.

<sup>50</sup> W. Hübener, Die Keramik von Haithabu, 1959, 121 f. — Hübener erwägt, ob man von einer Badorfgruppe mit Bemalung oder Pingsdorfer Gruppe mit Rädchenverzierung sprechen müsse und entscheidet sich begründet für die erstere Kennzeichnung. Daß dieses zutreffend ist, bestätigt auch Braat am Anm. 48 a. O. 97, an gleicher Stelle schlägt er vor, von Badorf-Pingsdorferware zu sprechen, statt von Hunneschanskeramik. Zweifellos wäre es korrekter, aber doch nicht so einprägsam, da die Benennungen Badorf und Pingsdorf zu häufig noch in anderen Zusammenhängen gebraucht werden. — Braats Abbildungen seiner Badorf-Pingsdorfscherben a. a. O. Taf. 42, 1 sind besonders wegen ihrer Bemalung eine willkommene Ergänzung des bisher bekannten Bestandes.

<sup>51</sup> Niederrheinisches Jahrbuch 3, Festschrift für Steeger, 52 f.

<sup>52</sup> H. Jankuhn, Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene, 303 ff.

<sup>53</sup> Bei der Auswertung der herangezogenen Befunde durch Hübener haben sich eine Reihe von Fragen zur Entwicklung der Pingsdorferkeramik gestellt, die noch einer eingehenden Erörterung bedürfen. An dieser Stelle ist eine solche nicht möglich, doch wird sich vielleicht in anderem Rahmen die Möglichkeit dazu ergeben.

<sup>54</sup> a. a. O. 99.

<sup>55</sup> a. a. O. Abb. 23 u. Taf. 41. Die einzig sichere Unterscheidungsmöglichkeit scheint die glatte Oberfläche der frühen und die körnige der späten Scherben zu sein, vgl. a. a. O. 100. S. 97 deutet Braat selbst den sich daraus ergebenden „geringen zeitlichen Abstand der frühen Scherben von den Badorf-Pingsdorfscherben“ an. Die späten Scherben sind wiederum durch ihre Kennzeichnung in das 12. Jahrhundert verwiesen. Man dürfte aber nicht wagen, einen trennenden Zeitraum von fast 200 Jahren aus den Abbildungen auf Taf. 41 abzulesen.

<sup>56</sup> Hannoversche Geschichtsblätter N. F. 12 Heft 1/2, 1958, darin H. Plath, Mittelalterliche Keramik vom 12. bis zum 15. Jahrhundert in Hannover, 31. Siehe auch ebda. 25 und 28 f.

<sup>57</sup> Dies ist auch zu berücksichtigen für die Rolle, die ein Pingsdorfer Gefäß im Museum von Halle für die Datierung der Pingsdorfer Keramik spielen kann. Nach Mitteilung von Loeschke gehörte es zu einem Fund, der auch Brakteaten des 13. Jahrhunderts enthalten hat. Vgl. Jankuhn a. a. O. 306 f. und Hübener a. a. O. 123, wo er als Nr. (des Fundes?) A I 20 angibt. Ein Urteil darüber ist ohne Abbildung und Kenntnis der Fundumstände nicht möglich.

<sup>58</sup> TrJber. N. F. 10/11, 1917/18, Beilage, 62 f. dazu Taf. 11 die Reihen A und B und von C Fig. 30 und 34.